

VISION 2000

Nr. 5 / 95

Zeit der Bekenner

Aus einem Briefwechsel von Christa Meves und einer jungen Lehrerin (Seite 14)

Mission in Böhmen

Die Dominikaner sind in den Dörfern mit einem Kapellenwagen unterwegs (Seite 16)

Jugendmagazine haben ihre Tücken

Eltern sollten sich einmal ansehen, was ihre Teenager so zu lesen bekommen (Seite 17)

Taube hören, Lahme gehen

Bericht von einem Heilungsgottesdienst (Seite 19)

Frauenkonferenz in Peking

Soll und kann man das Mann-Frau-Sein abschaffen? (Seite 20-21)

Christsein im Alltag:



Anneliese Buxbaum



Sehnsucht nach Geborgenheit

Liebe Leser,

Zunächst ist etwas Wichtiges zur letzten Nummer nachzutragen: Wir haben vergessen, uns bei jenen zu bedanken, die insgesamt rund 21.000 Schilling für das Rumänien-Projekt von Pater Sporschill (Portrait in VISION 3/95) gespendet hatten. Vielen Dank. Wir haben das Geld vor einiger Zeit überwiesen.

Dank natürlich wieder auch all den vielen, die für VISION 2000 spenden. Wieder einmal konnten wir alle angelaufenen Kosten begleichen. Auch da ist das Geld überwiesen – und das Konto ausgeräumt.

Es ist wirklich erstaunlich, daß es von Mal zu Mal gelingt, unsere Rechnungen zu begleichen. Sie, liebe Leser, sind wirklich eine treue und großzügige Gemeinschaft. Wir dürfen Ihnen das Kompliment machen, daß Sie auf diese Weise ein kleines Wunder ermöglichen: Viele von Ihnen erhalten seit nunmehr sieben Jahren (der 12. Internationale Familienkongreß in Wien, der an der Wiege von VISION 2000 stand, fand im Oktober 1988 statt) ein Medium am Leben, das mittlerweile immerhin in einer Auflage von 18.000 Exemplaren erscheint.

Wir haben diesmal die Auflage erhöht. Im Rahmen einer Woche der Evangelisation besuchen nämlich Teams der Wiener Pfarre St. Rochus alle Haushalte im Pfarrbereich und überreichen dabei unsere Zeitschrift als „Geschenk“. Wir freuen uns darüber, daß wir auf diese Weise mit vielen Personen erstmals in Berührung kommen.

Hoffentlich spricht Sie, liebe neue Leser, der eine oder andere Beitrag in diesem Heft an. Wir würden uns *sehr* freuen, wenn Sie zu unserer Lesergemeinde stoßen wollten. Was Sie dazu machen müssen, lesen Sie im Kasten nebenan.

Noch etwas müssen wir zur letzten Nummer nachtragen: Vielen von Ihnen werden die Fehler auf Seite 1 aufgefallen sein. Indem wir unter das Bild von Pierre Goursat den falschen

Namen Jelena Brajsa (wir haben sie in einer früheren Nummer portraitiert) setzten, nahmen wir ungewollt etwas vorweg, was jetzt bei der Frauen-Konferenz in Peking (siehe dazu die Seiten 20-21) heftig debattiert wird: Das Geschlecht soll zukünftig keine Rolle mehr spielen.

Spaß beiseite: Diese falsche Bildunterschrift war nicht die einzige Panne. Auch jene Leser, die nach der angekündigten Rede von Alexander Solschenitzyn gesucht haben, taten dies umsonst. Diese Ankündigung war nämlich ebenfalls ein Übertrag aus einer früheren Nummer, den wir nicht gelöscht hatten.

Wir bitten Sie, diese Pannen zu entschuldigen, und haben uns vorgenommen, in Zukunft die Schlußarbeiten unter weniger Zeitdruck zu machen.

Bleibt uns, Ihnen viel Freude mit dieser Nummer zu wünschen und Sie zu bitten, uns weiterhin zu begleiten – vor allem durch Ihre Gebetsunterstützung.

Leserbriefe

Sexualerziehung

Vor einigen Wochen bekam ich zufällig ein Exemplar Ihrer Zeitschrift in die Hände. Geist, Inhalt und Aufmachung haben mich angesprochen, und ich habe mich sofort entschlossen, ein Abonnent zu werden. Heute bekam ich nun die erste Nummer zugesandt, die ich auch auf einen Trip in die Stadt mitnahm. Auf dieser Fahrt machte ich eine Beobachtung, die die Wichtigkeit des Themas „Sexualerziehung und der Umgang mit der Sexualität“ bestätigte.

Zwei Teenager im Alter von höchstens 12-14 Jahren verhielten sich in aller Öffentlichkeit wie Mann und Frau. Beide machten einen netten Eindruck, allerdings schien sie die Umgebung und die Gegenwart anderer Menschen überhaupt nicht zu interessieren. Mir gingen einige Gedanken durch den Kopf: In

welche Richtung geht wohl eine Gesellschaft, die zwar für viele äußere Tätigkeiten strenge Vorschriften und Regeln hat (Führerschein für Autofahrer, Lizenzen und behördliche Genehmigungen für dies und jenes), junge Menschen aber mit ihren Gefühlen und der erwachenden Sexualität oft allein bzw. nur oberflächliche Ratschläge (Mach es nie ohne Gummi!) erteilt!?

Meiner Meinung nach sind Liebe und Sexualität zwei verschiedene Dinge, die sich allerdings in der Beziehung zwischen Mann und Frau ergänzen. Darüberhinaus sind sie auch die Basis für die Schöpfung neuen Lebens und sollten daher nur mit großem Verantwortungsbeußtsein gebraucht werden.

Johann Hinterleitner
A-1120 Wien

Wer ist eigentlich sexualfixiert?

Lassen Sie mich als Seelsorger bei Studenten Ihnen danken für Ihr kluges, erfreuliches und ebenso vielfältiges Heft „Erziehung zur Liebe“. Die öffentliche Meinung möchte uns immer wieder einreden, die Kirche sei „sexualfixiert“ – das Gegenteil ist der Fall, wie Sie in der Einleitung des Heftes dargelegt haben.

Leider lassen wir uns aber allzuoft, bis hin zu Jubilar-Kardinälen, diese Fixiertheit einreden, weil es in einer dekadenten Gesellschaft außer Sex und Outings kein Thema mehr gibt. Die Inquisitionstechnik der Medien hat längst alle juristischen Schutzgrenzen überschritten und muß als objektives Übel erkannt und benannt werden.

Deshalb sind die vielen mutigen und keineswegs „bigotten“ Stellungnahmen und Zeugnisse in Ihrem Heft so wichtig. Eines darf vielleicht noch verdeutlicht werden: die gelebte Keuschheit ist gerade heute eine wahre und immer neu zu erbittende Gnade. „Herr gib mir Keuschheit – nur für heute“, betete der hl. Augustinus, der so sehr um diese Gnade gerungen hat. Damit hat er ein Gebet (oder besser Gedicht) der hl. Theres von Lisieux vorweggenommen. Da Sie auch einen Schönstatt-Pater aus Chile interviewt haben, darf ich vielleicht erwähnen, daß Maria in Schönstatt immer als „Erzieherin“,

Sie möchten Leser von VISION 2000 werden?

Sie haben folgende Möglichkeiten, in unsere Adreßkartei aufgenommen zu werden:

- Sie schreiben uns eine Postkarte,
- Sie spenden mittels beigeheftetem Erlagschein
- oder auf unser Konto und geben dabei Ihre genaue Adresse an,
- Sie rufen uns an.

*VISION 2000 erscheint sechsmal jährlich.
Das Projekt ist auf Ihre Spenden angewiesen.*

VISION 2000

Elisabethstraße 26, 1010 Wien,

Tel.: 0222/586 94 11

Konto Österreich: PSK 7.632.804

Konto Deutschland: Dresdner Bank 5 589 885

BLZ 700 800 00

natürlich zur Liebe, angerufen und erkannt wurde – in Nachfolge der marianischen Jugendkongregationen der Jesuiten, die von dem Bregenzer Pater Jakob Rem SJ vor genau 400 Jahren am 4. Mai 1595 in Ingolstadt begründet wurden. Deshalb ist in jedem Schönstattheiligtum, auch auf dem Kahlenberg, unter dem Gnadenbild der „MTA“ (Mater admirabilis) Ingolstadt eingraviert.

*Pfr. Stefan Hartmann
A-1010 Wien*

Bekehrung des Papstes

In VISION Nr. 4/95, letzte Seite wird zum Gebet für die Bekehrung des Papstes aufgerufen. Das Wort Bekehrung steht in engem Zusammenhang mit dem Wort Umkehr. Umkehr eines Menschen, der sich auf dem falschen Weg befindet. Sollte sich der Papst auf dem Irrweg befinden? So wäre der Ungehorsam, der ihm entgegengebracht wird, begründet.

Folglich lese ich in der Bibel nach, denn angeblich stützt sich der ganze Artikel auf Lk 22,32 und stelle Erstaunliches fest:

In zwei Bibeln älteren Datums steht: „Aber ich habe für dich gebetet, daß dein Glaube nicht wanke. Dafür stütze und stärke du dereinst deine Brüder!“

In zwei Bibeln jüngeren Datums steht: „Ich habe für dich gebetet, damit dein Glaube nicht erlischt. Und wenn du wieder zurückgefunden hast, dann stärke deine Brüder!“

Wer hat eigentlich den Satz dazugeschrieben: „Und wenn du wieder zurückgefunden hast“?

Ich meine, es ist ein großer Unterschied, ob sich der Papst bekehren = umkehren = zurückfinden soll, weil er auf dem falschen Weg ist, oder sich sehr wohl auf dem richtigen Weg zu Gott befindet, aber infolge seiner menschlichen Schwachheit unseres Gebetes bedarf! Also beten wir für den heiligen Vater, daß er sein schweres Amt so ausführen kann.

Im übrigen sollte bei diesem Artikel klar erkennbar sein, welche Worte tatsächlich vom Papst stammen und welche ihm sozusagen in den Mund gelegt wurden!

*Helga Holzinger
A-4710 Palling/Geierskirchen*

Dazu nur die Anmerkung: Der gesamte Beitrag auf Seite 24 stammt von Papst Johannes Paul II. Es war ein Auszug aus seiner jüngsten Enzyklika.

Apropos Kirchen-Volksbegehren

Zu Beginn meines Schreibens möchte ich betonen, daß ich eine begeisterte Leserin Ihrer Publikation VISION 2000 bin. Ihre positive Einstellung ist eine Labsal inmitten der negativen und gehässigen Berichterstattung unserer Zeitungen und Publikationen, die mich und einen Kreis von Freunden sehr berührt. Apropos Volksbegehren, auch Sie erwähnen die hohe Zahl der Unterschriften. Ich habe eigentlich fast nirgendwo einen Zweifel an dieser Zahl gelesen. Woher kamen die Unterschriften? Wir hörten z.B., daß bei dem Festival auf der Donauinsel Unterschriften gesammelt wurden, wobei man bezweifeln kann, daß die Unterschriften alle von Katholiken kamen.

Nur ein Beispiel: Heide Schmidt rühmte sich, aus der Kirche ausgetreten zu sein, und hat fast im gleichen Atemzug darauf hingewiesen, daß sie das Volksbegehren unterschrieben habe. Und noch etwas: Im Kurier wurde zu einem Anruf aufgefordert, bei dem man erklären konnte, ob man den Verbleib von Bischof Krenn wünsche oder nicht. Das Ergebnis wurde gestern verlautbart. Ich habe mir erlaubt, einige Male anzurufen. Es fand überhaupt keine Kontrolle statt. Die Tendenz ist nicht zu übersehen. Für wie dumm wird eigentlich der Staatsbürger von den Medien gehalten, und auf diese durchsichtige Weise wird Stimmung gegen einen Bischof und gegen die Kirche gemacht.

*Mag. Erika Pruscha
A-2880 Kirchberg 77*

In Sorge um die Kirche

In Ihrer Nr. 4/95 heißt es: „Soviel zum Kirchenvolksbegehren – wir haben nicht unterschrieben.“ Sie meinen damit die Redaktionsmitglieder! Ich hoffe jedoch, daß viele Ihrer Leser unterschrieben haben, die sich um den momentanen Stand der Kirche in Österreich doch sorgenvolle Gedanken machen.

Die Intention des Kirchenvolksbegehrens war sicher nicht, Sorgen um den Untergang der Kirche zu verbreiten, sondern genau das Bemühen um Geborgenheit in der Kirche, das Sie als Ziel unserer Bemühungen angeben. Genau deswegen arbeiten viele engagierte Christen in aller Offenheit, um für die vernachlässigten Gruppen Heimat in der Kirche zu ermöglichen. Undurchsichtige Geheimbünde, abergläubische Aktionen, von innersten Kirchenkreisen unterstützt, vergrößern die Distanz zwischen Glaubenswilligen und der katholischen Kirche. Das macht mir Sorgen der Jugend wegen.

*Mag. Rosa Tiefenbacher
Vereinigung Christlicher Lehrer
A-3100 St. Pölten*

Die Jugendlichen im Gebet begleiten

Erst jetzt im Urlaub kam ich dazu, einige Exemplare von VISION 2000 „aufzulesen“. Ihre Zeitschrift ist wirklich kostbar. Nun möchte ich auf die letzte Nummer und deren Schwerpunkt näher eingehen: Dazu möchte ich mich kurz vorstellen: Bin 34 Jahre alt, seit 15 Jahren sehr glücklich verheiratet, und wir haben sechs Kinder (zwei davon im Himmel).

Zum Thema: Es erscheint von großer Bedeutung hervorzuheben, daß das Gebet der Eltern für ihre Kinder gerade in diesem entscheidenden Lebensalter von äußerster Wichtigkeit ist. Dürfen wir dadurch nicht vertrauensvoll auf die Umarmung Jesu für unsere Kinder zählen – bei jedem Schritt mehr ins Erwachsenenwerden, in jeglichen Situationen?! Besonders erst auf die Fürsprache der Muttergottes hin! Heute erkenne ich, wenn ich zurückdenke, unzählige Male Gottes Wirken in meiner manchmal sehr stürmischen Jugendzeit: Meine Eltern haben mir kaum etwas verboten, meine Mutter aber hat sicher für mich gebetet. Ich muß gestehen, ich habe nie meinen Kopf gebraucht (zum Artikel „Das Herz braucht den Rat des Kopfes“), ich habe mich grenzenlos mit 16 Jahren in meinen Mann verliebt.

Und zum Artikel „Nicht zu schnell binden!“: Auch mit 19 Jahren habe ich gar nicht viel nachgedacht, als wir heirateten.

Unbewußt legten wir unsere Zukunft in Gottes Hand. Mir kommen daher diese Artikel etwas zu pauschal gedacht vor. Besonders danke ich für die bereichernde Vorstellung von Pierre Goursat. Welch ein unauffälliger heiliger Mensch unserer Zeit!

*Rosina Tonsern
A-8010 Imkerweg 10*

Was für ein wichtiges Zeugnis!

Ihre Zeitschrift ist mir eine große Freude. Zutiefst berührend waren für mich wieder das Zeugnis, aber auch die Worte des Papstes. Die Demut dieses Mannes und Propheten (Pierre Goursat) ist in einer Zeit, wo der Größenwahn versucht, das Ruder an sich zu reißen, umwerfend und Balsam für die Seele. Ich freue mich, daß dieser große Prophet bei Ihnen in der Zeitschrift Aufnahme gefunden hat. „Wer einen Propheten aufnimmt, weil es ein Prophet ist, wird den Lohn eines Propheten erhalten“ (Mt 10/41). Gott wird Euch und allen anderen, die auch dazu bereit waren, dies in überreichem Maße lohnen. Möge Gott den Papst und uns alle jetzt schützen vor den selbsternannten Propheten, den Prophetenfälschungen, die jetzt sicher ihre Gelegenheit sehen und nützen wollen, der Kirche und uns ihren eigenen verkehrten Stempel (der eigenen Vorstellungen) aufzudrücken.

*Edith Salomon
A-1140 Wien*

Das Grabtuch

Ihr Interview mit Joachim Andrew Sacco gibt mir einen Anlaß zur Dankbarkeit, die ich auch aussprechen will. Ich habe mich schon lange intensiv mit den Ergebnissen der Forschung am Grabtuch beschäftigt. Daher war es für mich unmöglich, das Ergebnis des (echten oder gefälschten) C-14-Tests als richtig anzunehmen, weil alle anderen und dazu zweifelsfrei feststehenden Ergebnisse ein solches Ergebnis widerlegen. Mir kam sofort der Gedanke, daß der Brand bei der Veränderung der C-14 Zusammensetzung eine Rolle gespielt haben könnte.

*Univ. Prof. Wolfgang Waldstein
A-5020 Salzburg*

EINLEITUNG

Es ist schon viele Jahre her: Ich will in Wien den Ring überqueren. Es geht nur schwer. Straßenbahn reißt sich an Straßenbahn. Ein Unfall. Ein großer Kreis von Menschen rund um die vorderste Tram. Mein erster Gedanke: Nur weg! Nicht hinschauen! Dann aber: Vielleicht kannst Du helfen. Ich überwinde mich. Ein Mann liegt unter der Straßenbahn. Geschlossene Augen. Niemand kümmert sich um ihn. Ein Polizist regelt den Verkehr. Ist das Opfer tot? Ich bücke mich.

Der Mann atmet – schwer, stoßweise, unruhig. Was soll ich tun? Ich streichle seine Wange, behutsam, beruhigend. Da merke ich, wie sich der Ohnmächtige langsam beruhigt. Er spürt die menschliche Nähe, fühlt sich geborgen – auch in seiner Notlage. Wir kennen das von den Kindern: Jeder Schmerz (ein Sturz, eine Kränkung) verfliegt rasch in der Umarmung der Mutter, auf ihrem Schoß fühlt es sich geborgen – selbst in einer bedrohlichen Umgebung.

Geborgenheit entspricht einer tiefen Sehnsucht des Menschen. Sie gibt nicht nur den Kindern Rückhalt, sondern entspricht auch einem Grundbedürfnis der Erwachsenen. Deswegen sind Scheidungen ja so folgenschwer, nehmen sie den Beteiligten doch den Raum der Geborgenheit, zerstören ihre Sehnsucht nach Angenommensein.

Diese Sehnsucht nach Geborgenheit ist eine menschliche Grundgegebenheit, die ihre letzte und tiefste Erfüllung darin findet, daß wir von Gott, dem Schöpfer und Retter der Welt unbedingt angenommen sind. Daß dies nicht nur eine vage Theorie, sondern heute erlebbare Wirklichkeit ist, davon will der folgende Schwerpunkt berichten.

Christof Gaspari

Unglaublich, was die Leute so glauben

Von Werner Brautz OC

In dieser heutigen Zeit, in der kein Glaube letzte Gewißheit gibt, suchen die Menschen dennoch nach Anhaltspunkten. Sie stoßen auf einen schier unüberschaubaren Markt von Sinnangeboten, die versprechen, dem Leben Halt zu geben

Hast du schon gehört?“ „Das paßt so richtig zu ihm!“ „Unglaublich!“ Eine Fahrt im Bus oder in der U-Bahn, eine Zeit des Wartens beim Einkaufen reicht schon aus, um aus dem Gespräch der Umgebung herauszuhören, was die Menschen so alles bewegt...

„Ich schwöre ganz auf mein Horoskop. Natürlich nicht so sehr auf das in den diversen Zeitungen. Ich gehe da schon zu richtigen Wahrsagern. Das ist zwar teuer, aber dafür weiß ich, wie es um mich steht und was ich zu tun habe“, berichtet ein Jugendlicher, der sich auf die nüchterne und realistische Einschätzung seiner Umgebung nicht verlassen kann oder will.

Auf der anderen Seite überfluten uns ständig Werbeeinschaltungen, die ihren Einfluß mehr oder weniger, bewußt oder unbewußt ausüben. Die angepriesenen Waschmittel, Automarken oder Versicherungen sollen eine neue Lebensqualität vermitteln.

Genauere Untersuchungen über das (Leicht-)gläubigkeitsverhalten der Menschen gehen dem voraus. Die Richtigkeit der Analysen schlagen sich in den Verkaufszahlen nieder. Es braucht keine großen Erklärungen über die Art und Weise eines solchen „Glaubens“. Da werden „Weisheiten“ aus Radio oder Fernsehen schnell für wahr gehalten. Und weil das Angepriesene geglaubt wird, wird es auch gekauft.

Solchen Phänomenen begegnet der aufmerksame Beobachter der westlichen Konsumgesellschaft auch in anderen Berei-

chen. Da bekommen Schlankheitskuren oder Meditationskurse ungeahnte Bedeutung, um Leib und Seele wieder von dem zu heilen, was sich an Zuviel bzw. Zuwenig in unseren Breitengraden entwickelt hat. Überfettung und Sinnleere gehen oft Hand in Hand.

Parallel dazu verzeichnen Sekten mit ihrem Bild von den wenigen Auserwählten und sogenannte „esoterische Bewegungen“ mit ihren Auffassungen von der heilen Welt einen vorher nicht gekannten Zulauf. Was auch in diesem Zusammenhang an „Wahrheit“ verkündet und geglaubt, deshalb wiederum bezahlt und verbreitet wird, ist schwindelerregend. Das gilt auch für die Spät- oder besser Unheils-Folgen, wie ehemalige Sektenmitglieder zu berichten wissen.

Kein Wunder, daß auch Kinder und Jugendliche glauben,

Vergötterung von Musik- und Sportidolen

für-wahr-halten, was den Erwachsenen oft nicht recht ist. Sie suchen sich Wahrheiten und Sicherheiten für ihr Leben. Sie können nicht daran glauben, daß die ihnen „herkömmlich“ gebotenen Wahrheiten ihr Leben wirklich sicher d.h. lebens- und liebenswert machen. An dieser Stelle erscheint oft eine Alternativszenario in all ihrer Vielfältigkeit. Das geht dann bis zur Vergötterung von Musik- oder Sportidolen. Immer häufiger ist auch in diesem Zusammenhang von einer Suche nach Glück die Rede.

Eigentlich als Ausdruck des Protestes gegen die Gesellschaftsnormen und -systeme und damit als einzig erscheinende Möglichkeit echter Befreiung geplant, berichten Aussteiger: Mein anfänglicher Glaube an das

schnelle Glück brachte ein schnelles Vertrauen zu denen, die mich dann ins Unglück führten.

Diese Gedanken zu der herausfordernden Thematik „Unglaublich, was die Leute so glauben“ führen direkt in die Klärung des Begriffes „glauben“ und zeigen auf: „Glauben“ hat nicht nur etwas mit einem „Für-Wahr-Halten“ zu tun, sondern auch mit der Glaubwürdigkeit dessen, der etwas verkündet. Nur dann hat ein solcher Glaube Konsequenzen für das Handeln des Menschen.

Schließlich gibt es noch weitere Arten von „Gläubigkeit“, die schon im alltäglichen Leben auftreten. Viele entwickeln etwa ein übersteigertes Selbstbewußtsein, glauben nur noch an sich selbst und sind sich selbst Maßstab des Handelns. In manch einer Schulklasse tauchen schon solche „kleinen Tyrannen“ auf. Der Eindruck, daß jede Rettung, Heilung und Erlösung von mir selbst abhängt, läßt sich in der Geschichte immer wieder entdecken.

Dazu gehört auch ein „blinder Wissenschaftsglaube“, der die Lebensgestaltung, -erfüllung und -heilung vom technischen (Fort-)Schritt abhängig macht. Die Grenzen des Wissenschaftsglaubens zeigen sich gerade da, wo sich die Technik mehr und mehr gegen die Entfaltung der Natur und des Lebens stellt.

Noch einmal: Unglaublich, was die Leute so glauben. Unglaublich auch, was die Leute dafür an Geld ausgeben. Aber auch unglaublich, woran Menschen ihr Herz hängen und wie dies sie doch oft unglücklich macht. Die dem Menschen gegebene große Gabe der Glaubens- und Vertrauensfähigkeit ist aber angelegt auf eine Erfüllung, die sich auf sein Inneres erstreckt und damit den ganzen Menschen in den Blick bekommt.

Unglaublich, was die Leute so glauben!

Der Autor ist Kaplan in Wien.

Sicher ist sicher: Fast verzehnfacht hat sich die Gesamtsumme der Versicherungsprämien in Österreich in den letzten 20 Jahren. In unserer so unübersichtlichen Welt ist das Absichern gegen alles Bedrohliche der Verkaufshit schlechthin.

Wir hetzen einem unerreichbaren Ziel nach

Süchtig nach Sicherheit

Von Christof Gaspari

Dieses Mundwasser, dieses Kaukummi, dieses Deo geben Ihnen Sicherheit, bewahren sie doch vor Mund- und Körpergeruch. Den Frauen wird sicheres Auftreten durch die geeignete Monatshygiene, den anzuwerbenden Mitarbeitern ein sicheres Einkommen bei jenem erfolgreichen Unternehmen, dem Wähler eine sichere Zukunft von dieser Partei versprochen. Sicherheit: ein beliebtes Reizwort, mit dem man heute die Menschen anzulocken versucht. Das Versicherungsgeschäft boomt. Man versichert das Wetter im Urlaub, die Geräte im Haushalt, die Versorgung im Alter...

Eigentlich ist das erstaunlich in einer Welt, die gezielt auf das Einrichten eines Lebens in Wohlstand und Sicherheit hinarbeitet und in dieser Hinsicht in den letzten 50 Jahren von einem Erfolg zum nächsten zu eilen scheint. Warum ist diese Sicherheit nicht längst erreicht?

Ich denke, daß dieser heutige Drang nach Absicherung sogar zum Ausdruck bringt, daß sich sehr viele von uns alles andere als sicher fühlen. Im Gegenteil: Greift nicht sogar eine wachsende Verunsicherung um sich?

Eigentlich wäre es ja kein Wunder. Sie brauchen ja nur das Fernsehen aufzudrehen, liebe Leser, oder einen Blick auf die Schlagzeilen zu werfen: Bombardements und Vergewaltigungen in Bosnien, von Punks inszenierte Chaos-Tage in Hannover mit hunderten Verletzten und brennenden Barrikaden, ein Bombenanschlag in der Pariser Metro, eine Massenkarambolage auf der Autobahn, das wachsende Ozonloch, die Erwärmung der Atmosphäre, das wachsende Chaos im Osten, die russische Mafia, Aids... Zum Fürchten.

Wachsende Verunsicherung, wohin man schaut

Dieses Bombardement mit Problemen und Nachrichten von Katastrophen ist kaum auszuhalten. Was bleibt, ist ein Gefühl der Ohnmacht, der Sorge, der Hilflosigkeit – und der Ansprechbarkeit für jene, die uns in all dem Sicherheit verheißen: die Sicherheitstür, die Einbruchssicherung für das Fahrzeug, die höhere Lebens- und Unfallversicherung. Das ist eine zwar verständliche Reaktion, gleichzeitig aber auch eine Folge davon, daß unsere Gesellschaft einem falschen Ziel nachläuft.

Seit mehr als 50 Jahren wird mit einer nie dagewesenen Konsequenz die Lösung der Menschheitsprobleme (Hunger, Krankheit und Unsicherheit) angestrebt und dennoch scheinen wir im Weltmaßstab weiter denn je von diesen Zielen entfernt zu sein. Ich habe den Verdacht, daß gerade dieses unbedingte Wollen, der Versuch, alles in den Griff zu bekommen, sich in alle Richtungen abzusichern, der Kern unserer Probleme ist.

Wir sind eine Generation der Macher, der Manager. Hast Du ein Problem? Geh' zur richtigen Stelle, und man wird Dir eine Lösung anbieten. Das ist unser Denken: Gewußt wie! Wir machen und managen, planen und gestalten, entscheiden und lösen Probleme – und übersehen, daß sich der Rhythmus dieses Tuns laufend steigert. Je mehr Probleme wir lösen, umso zahlreicher türmen sie sich vor uns auf. Wie kommt das?

Unser Zugang besteht darin, mit dem Mittel der Wissenschaft, das Funktionieren der Welt zu ergründen. Dieses Wissen dient dann dazu, mit dem Instrument der Technik die Welt nach eigenem Gutdünken sicher und überschaubar umzugestalten: Man entwickelt etwa ein

neues Medikament, das eine Krankheit erfolgreich bekämpft. Diese Art des Vorgehens hat lange Zeit viele, ja sehr viele Vorteile gebracht. Aber es hat auch seine Grenzen.

Warum? Weil die Wissenschaft immer nur Teileinsichten vermittelt. Sie kann nicht anders. Und daher sind die technischen Lösungen auch immer nur Teillösungen, die sich in ein großes, insgesamt nicht durchschautes (und nicht durchschaubares) Ganzes – eben die Schöpfung, das Werk eines Größeren – einzufügen

haben. An diesen Schnittstellen müssen unvorhersehbare Wirkungen entstehen (jedes Medikament hat eben auch Nebenwirkungen, die oft erst recht spät erkannt werden). Im Großen nennen wir diese Nebenwirkungen dann Umweltprobleme, Persönlichkeitsstörungen, Kulturverlust...

Unsere Problemlösungen sind daher stets Wegbereiter neuer Probleme.

Unter dem Schlagwort „Sicherheit“ fand ich im „Meyer“-Lexikon: „Zustand des Unbedrohtheits, der sich objektiv im Vorhandensein von Schutz bzw. Fehlen von Gefahren(quellen) darstellt...“

Diese Definition macht offenbar, daß Menschen den Zustand der Sicherheit einfach nicht verwirklichen können. „Unbedroht sein“ – das gibt es eben nicht! Und wer versucht, sich nach allen Richtungen abzusichern, muß daher scheitern, läuft er doch einer Fata Morgana nach.

Kann man aber mit der Unsicherheit leben? Ich würde sagen: Man muß sogar. Wie man das aber macht?

„Wer versichert ist, hat einen Freund“, konnte man vor einigen Jahren auf der Plakatwand lesen. Abgesehen davon, daß man bei

der Abwicklung eines Schadensfalles von diesem Slogan meist nichts merkt, enthält dieser Satz doch einen wichtigen Hinweis: Wir brauchen nicht so sehr die Sicherung gegen alles und jedes, sondern einen Freund, jemanden, der uns – besonders in der Not – annimmt und Geborgenheit gibt. Das entspricht der eigentlichen, der tiefen Sehnsucht des Menschen.

Sie gilt es zu stillen. Und das liegt durchaus in unserer Reichweite, erfordert aber, sich gegen den Trend, der in Richtung

Problemlösungen als Quelle neuer Probleme

flüchtige Beziehungen geht, zu stellen. Denn Geborgenheit kann ich nur in verlässlichen

Beziehungen zu meinen Mitmenschen erleben. Zum Entstehen solcher Vertrautheit, die Geborgenheit vermittelt, kann aber jeder beitragen: die Mutter und der Vater, die sich Zeit für ihre Kinder nehmen, der Ehepartner, der Geduld mit den Schwächen des anderen hat, seine Freuden und Sorgen teilt und auch in schwierigen Situationen ausharrt, die Großmutter, der Onkel, die Rückhalt geben und verfügbar sind, der Nachbar, der bereit ist, bei Bedarf hilfreich einzuspringen, das Mitglied der freiwilligen Feuerwehr oder der nachbarschaftlichen Altenpflege...

Es ist äußerst wichtig, Geborgenheit beim Mitmenschen zu erleben. Diese Erfahrung erleichtert es dem Menschen, sich für eine noch wichtigere Erkenntnis, die die dem Leben letzten Halt gibt, zu öffnen: Hinter dieser Schöpfung steht ein gütiger Gott. Er wirkt geheimnisvoll und bergend in unser Leben. Souverän und konsequent will Er des Menschen Sehnsucht nach Geborgenheit wahrhaft stillen – jenseits aller Widrigkeiten und Unsicherheiten unserer Geschichte.

Über eine wichtige Grunderfahrung des Menschen

Geborgenheit in der Familie

Geborgenheit schenken kann, wer sich selbst geborgen weiß. Gerade die Familie kann Quelle einer solchen Erfahrung sein – füreinander, für die Kinder, aber darüber hinaus auch für Menschen um uns herum. Wie solche Geborgenheit wachsen kann, dazu Gedanken im folgenden Gespräch mit einem Ehepaar:

Wir waren vor einiger Zeit zu Besuch bei Euch und Euren drei Kindern und haben gespürt: Hier wird Geborgenheit erfahren. Was bedeutet dieses Wort für Euch?

Hans: Geborgenheit ist für mich das Bewußtsein, daß ich vom anderen angenommen bin und mich auf ihn verlassen kann. Geborgenheit ist mehr als ein angenehmes Gefühl, es ist eine gewisse Grundstimmung.

Franziska: Geborgenheit ist für mich eine spürbare Atmosphäre des Wohlwollens. Ich möchte ein Klima schaffen, wo es zwar Kritik und Meinungsverschiedenheiten geben darf, wo ich aber weiß, ich bin geborgen und angenommen.

Was bestimmt eine Atmosphäre der Geborgenheit?

Hans: Da ist einmal das Interesse, das ich am anderen und seinen Anliegen habe. Unserem Sohn bedeutet die Beschäftigung mit seinem Aquarium sehr viel. Da sage ich dann einmal: Du, das ist etwas, was wir miteinander machen können!

Als Eltern muß man natürlich aufpassen, wann ein Kind mit zunehmendem Alter auch etwas allein machen will. Aber dort, wo es für sie aufbauend ist, haben wir gerne teil an den Interessen unserer Kinder.

Franziska: So ist es auch beim Tischtennis Spielen. Unser Sohn hat es sehr gern, wenn man gegen ihn spielt und ihn dabei beinhaltet herausfordert. Jetzt spielt er sowieso schon so gut, daß man ihm keinen Sieg schenken kann, aber auch früher wollte er das nicht, sondern da wird wirklich

hart gekämpft. Auch eine Niederlage akzeptiert er!

Hans: Ich kann da also ruhig einmal robuster mit den Kindern umgehen. Der Widerstand – ein liebender Widerstand – trägt durchaus zur Geborgenheit bei.

Wie stellt Ihr sicher, daß Ihr genug Zeit füreinander und für die Kinder habt?

Hans: Meine Frau und ich sprechen immer wieder darüber, ob wir uns wirklich genug Zeit genommen haben, oder ob wir durch Termine zugedeckt waren. Dann beschließen wir öfter: Jetzt müssen wir Abstriche machen!

Franziska: Geborgenheit heißt auch, Zusagen einzuhalten. Vor einiger Zeit haben wir eine sehr wichtige Einladung zu einem Vortrag in der Steiermark bekommen. Natürlich wären wir gerne gefahren, aber wir hatten mit den Kindern für genau diesen Tag einen Radausflug vereinbart, auf den sie sich schon sehr gefreut haben. Was tun? Jetzt war für uns klar, wenn wir die Kinder nicht ernst nehmen und nicht zu unserem Versprechen stehen, schafft das Mißtrauen.

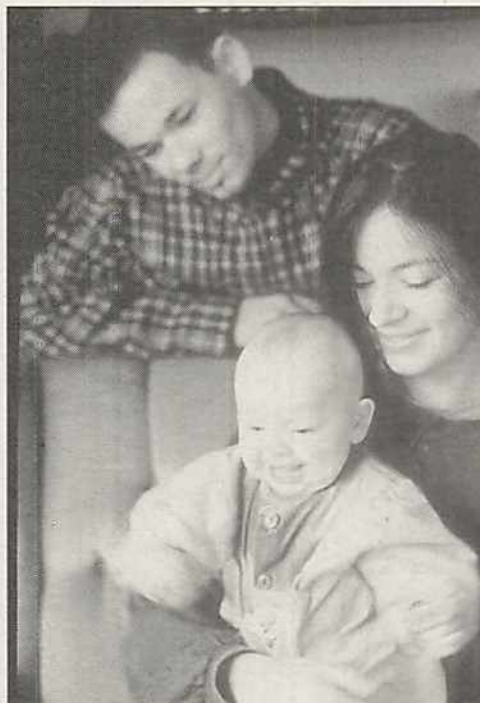
Hans: Wenn wir zu den Dingen stehen, die ausgemacht sind, dann können wir auch von den Kindern erwarten, daß sie zu dem stehen, was wir miteinander vereinbart haben.

Wo seht Ihr die Grenzen der Geborgenheit, die Eltern ihren Kindern schenken können?

Franziska: Eine Grenze haben wir schon aufgezeigt: Wir dürfen nicht immer sofort unserem Harmoniebedürfnis nachkommen, sondern müssen auch Spannungen aushalten und Konflikte austragen.

Hans: Die wesentlichste Grenze ist sicherlich, daß auch wir Eltern unseren Kindern nicht letzte Si-

cherheit oder Geborgenheit geben können. Es gibt Dinge, die in unser Leben eingreifen und auf die wir keinen Einfluß haben. Was wir den Kindern geben können, ist ein wesentlicher „Vorgesmack“ auf die Geborgenheit,



Jedes Kind hat Anspruch auf Geborgenheit und Zuwendung

die wir bei Gott finden und zu der wir sie mehr und mehr hinführen möchten.

Franziska: Das hängt ja ganz eng zusammen. Geborgenheit schenken kann jemand, der sich selbst geborgen weiß: beim Partner und bei Gott. Und dorthin kann man wachsen! Wenn wir uns in Gott geborgen wissen, wird unsere Geborgenheit den Grundton der Gelassenheit und Heiterkeit annehmen.

Geborgenheit bei Gott – wie kann man das in der Familie fördern?

Hans: Als Schönstattfamilie haben wir bei uns ein Hausheiligtum, unseren Gebets- und Gnadenort. Dort setzen wir uns am Abend gerne zusammen und beten miteinander. Die Kinder dürfen dieses Gebet nach ihren Wünschen mitgestalten, und so-

gar die „Großen“ mit fünfzehn und sechzehn Jahren tun eigentlich immer gern mit.

Franziska: Wir halten eine Rückschau auf den Tag und tragen gemeinsam vor Gott hin, was uns bewegt. Für die Kinder ist es ganz natürlich, Bitten, Anliegen, Freude und Dank ins Gebet einzubringen. Wenn das eine Kind nicht daran denkt, sagt oft das andere: „Ja, aber du hast doch morgen Schularbeit!“ Neben dem eigentlichen Sinn des Gebets hat das den zusätzlichen Effekt, daß wir auf diese Weise viel voneinander erfahren.

Hans: Wenn wir gemeinsam um ein Anliegen bitten, verbindet das und schafft auch Geborgenheit untereinander, auch im Bewußtsein dessen, daß wir alle miteinander getragen sind von Gott, von der Gottesmutter. Geborgenheit in der Familie und die Atmosphäre des Hausheiligtums haben also sehr viel miteinander zu tun und schaffen so etwas wie eine Insel, wo wir die Atmosphäre bestimmen, und wo wir den Kindern unsere Werte vermitteln können.

Wenn Ihr in fünf Punkten sagen könnt, was Geborgenheit für Euch bedeutet, was gehört dazu?

Franziska: Daß wir Freude aneinander haben, auch wo es mitunter schwierig ist. Daß wir mit einem liebenden Blick aufeinander schauen, nicht prüfend oder kritisch.

Hans: Daß wir bewußt zuhören und auf den anderen eingehen können, der mit einem Anliegen kommt.

Franziska: Und daß wir den Kindern ZZZ schenken: Zeit, Zärtlichkeit, Zuwendung.

*Das Interview führten Richard & Ingeborg Sickinger
Auszug aus „Familie als Berufung“ 2/93*

Geborgen bei Gott

Vater, wie bist Du?

Von Beate Bruckner

Viele machen schlechte Erfahrungen in der Familie. Sie erleben sich dort ungeborgen. So manche falsche Gottesvorstellung wird so in der Kindheit grundgelegt: Das Bild vom uninteressierten Manager im All, vom zürnende Richter...

Wart nur, bis der Papa kommt!“ – Worte wie diese, angsterregend und drohend von einer ohnmächtigen, überforderten Mutter öfter ausgesprochen, vermitteln dem Kind – ob sie sich dessen bewußt ist oder nicht – tief in seinem Inneren den Eindruck eines zürnenden, strafenden Gottes. Ein abwesender Vater, der für seine Familie wenig Zeit hat, vermittelt den Kindern wiederum indirekt, daß Gott fern und gleichgültig sei.

Kinder wiederum, die die Erfahrung machen, daß der Vater oder die Mutter nicht zu ihrem Wort stehen, werden sich später sicher schwertun, an das Wort Gott-

es zu glauben, Gott zu vertrauen, sich ihm anzuvertrauen. Weit schlimmer ist es, wenn sich Kinder von ihren Eltern nicht geliebt und angenommen fühlen. Sie werden größte Schwierigkeiten haben, sich bei Gott „geborgen“ und „gut aufgehoben“ zu wissen.

Ein Kind, das die Zuwendung und „Liebe“ der Eltern nur dann erfährt, wenn es seine Pflicht gut erfüllt, wird sich später in seinem religiösen Leben meist Gottes Zuwendung durch (übertriebene) Pflichterfüllung „erkaufen“ wollen. (Gleiches kann natürlich auch eine falsche religiöse Erziehung, die immer nur von Pflicht und Strafe spricht, bewirken...)

Kinder schließen von ihren eigenen Erfahrungen auf Gott: das gesamte Verhalten der Eltern, all ihre Einstellungen und Werte vermitteln den Kindern ein „Bild“ von Gott. Die modernen Psychologen (Frankl, Meves...) bestätigen uns immer wieder, daß alle Menschen – wenn auch meist unbewußt – „religiös“ sind und ein „Bild“ von Gott in sich tragen: das Bild, das ihnen durch ihre Umwelt vermittelt wurde – oft ohne daß wörtlich von Gott gesprochen wurde.

Wir sind also durch das mangelhafte, lieblose oder oft unreife Verhalten von Menschen (vor allem, wenn es wichtige Bezugspersonen sind) in unserem Gottesbild geprägt. Dieses durch unsere Umwelt vermittelte Gottesbild – nennen wir es das „psychologisch und soziologisch“ bedingte – prägt (meist auch unbewußt!) unser Verhalten, Fühlen und Denken.

Es liegt tief in unserem Inneren und verletzt unsere Seele und unser ganzes Wesen oft zutiefst, weil es uns bedrückt und beengt, ja oft sogar angst macht. Es un-

terdrückt und hemmt sogar unser innere Entwicklung und Reifung. Wenn wir an

die vielen Kinder denken, die heute erleben müssen, daß die Eltern kaum noch Zeit für sie finden, oder die überhaupt einen Elternteil verloren haben, läßt sich darauf schließen, wir schwer es ihnen fallen wird, einen Gott, „der immer für sie da ist“, zu dem man jederzeit sprechen kann, überhaupt erfahren zu können.

Zu all den persönlichen Erfahrungen eines jungen Menschen kommt dann noch die Prägung des tief verborgenen Gottesbildes durch das soziale und kulturelle Umfeld: Im allgemeinen wird in unserer Zeit entweder überhaupt der totale Atheismus oder das Bild des abstrakten, unpersönlichen Gottes, der meist nur als „höheres Wesen“ oder „geistige Macht“ bezeichnet wird und nichts mit unserem persönlichen Leben zu tun hat, propagiert.

Zu dem kommt noch die Hektik und Schnellebigkeit unserer Zeit, in der die meisten Menschen verlernt haben, in Stille zu sein, zu schweigen, in sich hineinzuhorchen, sich selbst und anderen wirklich zu begegnen. Wie sollen die verletzten und beziehungsstörungen Menschen im Lärm und in der Hektik unserer

Zeit Gott begegnen? Wie zu Ihm eine Beziehung finden?

Im tiefsten Grunde unserer Seele (und tief in unserem Unbewußten) tragen wir nach der Lehre der Kirchenväter ein „Abbild Gottes“, das wir hier „wahres“ oder „existentielles“ Bild Gottes nennen können, das jedoch irgendwie „verschüttet“ ist und vom menschlich geprägten überlagert wird.

Wie können wir nun zu dem „wahren“ Gottesbild in uns vordringen, das im Grunde unserer Seele ja eingepägt ist? Wie können wir all die falschen Vorstellungen überwinden? Indem wir Ihn suchen (in Zurückgezogenheit und Stille!): Begegnen können wir Ihm erstens in seinem Wort (der Heiligen Schrift) und in den Sakramenten und zweitens im persönlichen Gebet.

Da werden wir erfahren: Zugleich leidenschaftlich und zärtlich wirbt Gott um uns. Er ist der Lebendige, der an uns interessiert ist, an unserem Leben Anteil nimmt, uns aus dem Elend herausführt, der uns rettet, befreit und beschützt, der uns das Heil bringt.

Unser Gott engt uns nicht ein und versklavt uns nicht, sondern er befreit uns (aus Not, Bedrängnis, von falschen Vorstellungen, Lieblosigkeit,...). Er nimmt uns nicht unser Selbstbewußtsein und Selbstwertgefühl, sondern er schenkt es uns.

Er ist nicht gekommen, um die Welt zu richten, sondern um sie zu retten (Joh 12,47). Er mißgönnt uns nicht das Leben und die Freude am Leben, sondern Er möchte, daß wir diese Freude finden (Joh 10,10).

Was können wir also tun, wenn wir ein falsches Gottesbild in uns tragen? An den Gott des Heiles und der Liebe zu glauben: vor Ihn hintreten und Ihn bitten, uns zu berühren, uns seine Liebe und Nähe erfahren zu lassen:

Abba, Vater, ich bin dein Kind, bitte laß mich dich erfahren, wie du bist! Er wird antworten, uns berühren, uns heilen.

Das falsche, schmerzhaft, beengende Bild und alle unreifen Vorstellungen werden von uns abfallen, und wir werden den Gott, der sich aus Liebe an den Menschen bindet und alles für ihn tut, um ihn zur Freude und zum Frieden zu führen, erkennen und auch erfahren dürfen.

Und Er hat so viele Weisen, in unser ganz persönliches Leben hineinzusprechen und uns Seine Liebe kundzutun. „Wer Gott um Erleuchtung bittet, wird nicht enttäuscht, allenfalls überrascht werden über die so andersartige und immer verliebte Weise, in der Gott mit uns verfährt. Ja, er ist verliebt in uns. Und es wird allmählich Zeit, daß wir seine Liebe beantworten.“ (Jörg Müller)

Auf diesem Weg zur echten Gotteserkenntnis muß viel von uns abfallen, alle „unechten“ Schichten, die wir um uns und unsere Persönlichkeit aufgebaut haben, müssen abfallen. Blockaden durchbrochen, Masken heruntergerissen, Prägungen aufgelöst werden.

Dies kann mitunter sehr lange dauern und erfordert so manches Umdenken: Versöhnungsbereitschaft, Aufgabe von egoisti-

schem Denken, Freigiebigkeit, Verzicht auf Racheakte, Verzicht auf materielle und

ideelle Vorteile, Annahme der eigenen Schwächen und die der anderen, Demut, Wahrhaftigkeit, ...

Doch auf dem Weg zu Gott werden wir immer mehr wir selbst, wie wir in unserem Wesen wirklich sind. Das wahre Bild von Gott wird immer klarer und deutlicher, je mehr wir eine lebendige Beziehung zu Ihm aufbauen und je tiefer wir in unser eigenes Selbst und unser wahres Personsein vordringen.

Wenn nur einmal die Sehnsucht nach Ihm in uns aufgebrochen ist und unser Verlangen, Ihn zu suchen und zu erkennen, dann wird Er sich uns mitteilen und erfahrbar machen. „Dann wirst du erkennen, daß ich der Herr bin, und daß keiner beschämt wird, der auf mich hofft...“ (Jes 49,23)“

Viele falsche Gottesbilder aus der Kindheit

Gott vergönnt uns die Freude am Leben

Das Sprechen von Gott wird oft als etwas Theoretisches empfunden. Man findet die Lehre Jesu mehr oder weniger gut oder diskutiert über Moral. Aber Gott selbst begegnen – das verändert alles. Und es geschieht heute!

Als Kind hatte ich schon eine sehr starke Gottesbeziehung, aber auch eine sehr angstgefüllte. Ich hatte immer Angst vor der Hölle, denn ich dachte: Ich kann nicht so rein leben, daß ich nicht in die Hölle komme. Es war für mich eine furchtbare Belastung. Zwar erlebte ich Gott schon manchmal auch als Trost. Aber nicht immer. Das Gebet war Pflichterfüllung. Ich litt an der Ungerechtigkeit in der Welt und verstand nicht, wie Gott so vieles zulassen konnte, und dachte mir, Gott müsse ganz anders sein, als ich Ihn mir vorstellte.

Innerlich entfernte ich mich daher immer mehr von der Kirche, auch wenn ich noch gelegentlich eine Messe besuchte. Ich heiratete und bekam Kinder. Zuerst eine Tochter, dann – zwei Jahre später – Zwillinge.

Ein halbes Jahr nach der Geburt der Zwillinge habe ich einen Knoten in der Brust bemerkt. Die Ärzte meinten, er sei gutartig, und haben zugewartet. Bis dann – nach eineinhalb Jahren – doch eine Probe entnommen und festgestellt wurde, daß es Krebs in fortgeschrittenem Stadium war. Es waren bereits Metastasen da.

Ich habe gewußt, die Kinder brauchen mich. Deshalb habe ich mir gesagt: „Jetzt muß ich alles machen, damit ich gesund werde.“ Ich hab mich für alles interessiert, was zur Heilung beiträgt. Mit autogenem Training habe ich begonnen und bin so zur Esoterik gekommen. Ich habe Transzendente Meditation betrieben und vieles andere: Joga, Tai Chi. Ich hab Seminare besucht und Bücher gelesen und war sehr begeistert davon. Die Meditation hat mir sofort sehr viel bedeutet...

Nach der zweiten Operation ist es einige Jahre auch sehr gut gegangen. Über meine Schwester erfuhr ich von einer Salzburgerin in Wien, die an derselben Krankheit litt wie ich. Weil ich ihr Ratschläge geben und über die Meditation und diese Dinge

erzählen wollte, suchte ich sie in Wien auf. Ich war ganz verwundert, einen so glücklichen Menschen anzutreffen. Sie hat mir erzählt, daß sie in einem Kloster ist und daß ihr die Gemeinschaft so hilft. Voller Begeisterung hab ich ihr von meinen Erfahrungen erzählt, aber gespürt, daß sie dagegen ist. Sie hat gesagt, sie könnte das nie mit ihrem Weg verbinden.

Im Rahmen des Joga habe ich damals gerade eine „Fuß-Konzentration“ gemacht, von der ich mir sehr viel versprach. Sie hat nur gemeint: „Warum auf die Füße konzentrieren, warum nicht gleich auf Jesus?“ Das hat mich getroffen – ich wußte nicht mehr, was ich sagen sollte. Die Begeisterung für die Esoterik ist abgeflaut.

Ich habe immer weniger Seminare gemacht, weil ich sah, es kommt nichts Neues mehr und mit dem, was ich schon weiß, kann ich nicht viel anfangen. Ich war ziemlich frustriert. Meine Krankheit ist fortgeschritten, und ich mußte zum drittenmal operiert werden. Weder Chemotherapie noch Bestrahlung halfen. Ich war recht verzweifelt.

Da hat mir meine Schwester ein Buch mit Heilgebeten geschenkt. Früher konnte ich ohne Gebet nicht einschlafen. Dann aber war ich vom Gebet völlig abgekommen. Und doch, ich erinnere mich noch, wie ich da im Spitalsbett lag und dachte: „Bist du total verrückt: Ein Leben lang betest du täglich, jetzt bist du vielleicht knapp vor dem Tod und betest nicht mehr?“

Ich hatte alles ausgeschöpft, was ich so am esoterischen Weg kennengelernt hatte. Es hatte mich nicht geheilt. So begann ich mit den Heilgebeten. Sie waren zwar noch sehr östlich gefärbt,

aber bereits auf den persönlichen Gott bezogen. Die Texte waren sehr schön. Diese Gebete haben mir so viel geholfen. Da wußte ich, daß ich diese persönliche Gottesbeziehung brauche.

Das Gebet begann mich neu zu



interessieren und auch die Kirche. Einmal bin ich volle drei Stunden bei einem Nachtgebet geblieben. Da war ich ganz fasziniert. Bis dahin habe ich immer noch geglaubt, man brauche die Meditation, denn beim Gebet kommt man nicht in die Tiefe. Bei diesem Nachtgebet war ich aber ganz überwältigt von der Atmosphäre. Ich habe erlebt, daß

Warum denn auf die Füße konzentrieren?

ich da genauso in die Tiefe kommen kann und noch mehr. Ich habe erlebt, wie man im Gebet Gott begegnen kann.

Damals wollte ich noch alles miteinander verbinden. Bei einem Gespräch mit einem Priester sagte mir dieser, ich müsse mich entscheiden. Da war ich furchtbar enttäuscht. Ich habe mir nie vorstellen können, daß ich meine Meditation aufgebe. Alles andere vielleicht, aber nicht die Meditation.

Daheim war ich sehr niedergeschlagen und depressiv, richtig verzweifelt. Plötzlich aber hatte ich so ein Glücksgefühl.

Ich arbeitete gerade an der Nähmaschine, als plötzlich in mir eine Stimme laut wurde: „Warum nicht mit Jesus, warum nicht mit Jesus?“ Mir ist so leicht geworden um's Herz. Die Belastung ist abgefallen. Ich habe mich inner-

lich so frei gefühlt und mir gedacht: „So, und jetzt kann ich beichten gehen.“ Und das hab ich sofort getan. Damit begann eine tiefgreifende Verwandlung meines Lebens.

Ich habe ganz neu beten gelernt. Und im Gebet brachte ich Jesus auch meine Krankheit. Ich hielt mir immer die Frau vor Augen, die den Saum am Gewand Jesu

berührt hatte und so durch die Kraft, die von Ihm ausging, geheilt wurde. Im Gebet habe ich mir immer vorgestellt, daß Jesus da ist, daß Kraft ausgeht von Ihm und daß sie auch mich heilt. Ich hab' gebetet: „Heile mich wegen der Kinder. Ja heile mich, ich möchte für sie leben.“

Das erste war, daß ein Wert, der den Fortschritt der Krankheit angab und schon sehr hoch war, bei den Untersuchungen ein Jahr lang auf derselben Stufe blieb. Darüber war ich schon sehr glücklich. Doch plötzlich war der Wert auf Null. Das heißt, ich war ganz gesund! Die Ärztin hat sich das nicht erklären können. Sie hat probiert, gemessen, geschaut und gesagt: „Nein, das gibt's doch nicht! Das wär' doch das achte Weltwunder!“

Aber es hat sich alles bestätigt. Sie hat dann selber gesagt: „Das war nicht die Therapie, da war mehr dahinter.“ Ich erzählte ihr auch von meinem Weg im Glauben, worauf sie meinte: „Ja, das kann das Gebet gewesen sein.“ Auch jetzt, wenn ich zur Kontrolle komm', sagt sie: „Und beten Sie weiter!“ Es war ein Geschenk Gottes.

Traude K.

Zeugnis eines querschnittgelähmten 30jährigen

Sonne über dem Nebel

Mein Leben begann recht normal, wie es heute vielen jungen Menschen ergeht. Als jüngster von drei Geschwistern wuchs ich heran. Meine Kindheit verbrachte ich mit Spiel und Spaß und eigentlich habe ich keine schlechten Erinnerungen. Als ich größer wurde und die Schule besuchte, fehlte es mir eigentlich nicht an materiellen Dingen. Meine Eltern waren zwar nicht reich, aber es war alles vorhanden, was für das Leben erforderlich war. Wir wohnten in einem kleinen Dorf auf dem Land.

Als ich 10 Jahre alt war, beschlossen meine Eltern, mich in eine Klosterschule ins Internat zu schicken. In der Schule kam ich gut zurecht. Aber mehr und mehr zog es mich zum Sport. Dabei war der Ehrgeiz, der Beste zu sein, meine Triebfeder, die mich dazu führte, in den Mitspielern Konkurrenten und Gegner zu sehen und das Spiel viel zu ernst zu nehmen.

Dieses ehrgeizige Verhalten durchdrang bald alle meine Beziehungen. Dadurch verlor ich so manchen Freund und wurde mehr oder weniger zum Einzelgänger. Mit 15 Jahren wechselte ich in ein anderes Gymnasium. Ein halbes Jahr danach veränderte sich mit einem Schlag mein ganzes bisheriges Leben.

Beim Skifahren stürzte ich so unglücklich, daß ich mir einen Halswirbel brach. Auf der Stelle war ich vom Hals abwärts, also Arme und Beine, völlig gelähmt. In diesem Augenblick war mein erster Gedanke seltsamerweise sofort: Gott. Aber wo war Gott in meinem Leben? Ich war zwar christlich erzogen, bin in eine Klosterschule gegangen, besuchte fast regelmäßig sonntags die Kirche. Aber im täglichen Leben spielte Gott eigentlich keine Rolle.

Und so bekam ich auf meinen ersten Schrei scheinbar keine Antwort von Gott, von dem ich gar nicht einmal wußte, wo er war. So verbrachte ich das folgende Jahr in Spitälern und im Rehabilitationszentrum und ließ die Leiden mehr oder weniger, gezwungenermaßen traurig, aber mit zusammengebißenen Zähnen über mich ergehen. Mit einem Mal war ich völlig hilflos, auf andere angewiesen, konnte nicht mehr tun und lassen, was ich wollte.

Freilich, meine ganze Hoffnung konzentrierte sich damals darauf, wieder gesund zu werden. Aber Ärzte und Therapeuten machten mir immer wieder klar, daß die Folgen meiner Verletzung so schwerwiegend waren, daß ich nicht wieder gesund werden würde. Auch eine entscheidende Besserung in Bezug auf die Lähmung könne nicht eintreten. Damals wäre ich schon zufrieden gewesen, meine Hände wieder gebrauchen zu können. Nach einem Jahr konnte ich zwar mit einem elektrischen Rollstuhl selbständig fahren und mit einer Gabel selber essen. Aber das war schon so ziemlich alles,

was ich mit meiner verbleibenden Kraft noch erlernen hatte können.

Ich kam nach Hause, meine Eltern betreuten mich, und ich lebte recht zurückgezogen, denn ich schämte mich vor den Menschen, so hilflos wie ich war. Ein Jahr lang tat ich fast nichts als fernzusehen. Doch das hing mir bald zum Halse heraus, und ich wendete mich dem Lesen zu. Romane ... immer mehr Bücher, die sich damit beschäftigten, was wohl der Sinn des Lebens sein könnte. Ein Sinn, der für alle galt, nicht nur für die gesunden Starken, sondern auch für die kranken Schwachen.

Ich suchte nach etwas, was

auch mir neue Kraft, neue Hoffnung, neuen Lebensmut geben konnte. So nebenbei gab ich auch ein wenig Nachhilfestunden in Mathematik, spielte Schach und wendete mich später dem Computer zu. Aber all das konnte mich nicht so richtig glücklich machen.

Wohl fünf, sechs Jahre nach meinem Unfall las ich ein Buch, das sich mit Gott, dem Menschen, der Welt und dem Leben beschäftigte. Während des Lesens ging mir auf einmal ein Licht auf. Mir wurde klar, daß Gott lebt, daß es keinen Zufall

gibt, daß ich nicht zufällig im Rollstuhl sitzen muß, daß alles seinen Sinn hat,

auch wenn ich nicht alles begreifen kann.

Aber wenn es einen Gott gibt – und das spürte ich ganz deutlich –, der überall ist, dann brauche ich mich nur aufmachen und Ihn zu suchen und zu finden. Er kann mir helfen und Antwort geben in all meinen Sorgen und Schwierigkeiten.

Und so begann meine Suche nach Gott. Sie dauert bis heute an. Inzwischen bin ich 30 Jahre alt und es sind schon zehn Jahre vergangen, seit ich mich auf diese Suche machte. Damals begann ich zu beten. Ich hatte es lange nicht mehr getan und merkte, daß bei allem das Herz wichtig ist. Der Name Jesus Christus tauch-

te in meinem Leben auf und ich sah Seine Botschaft auf einmal ganz neu und erkannte für mich, daß in ihr auch eine Hoffnung für den Kranken, den Schwachen, für jeden Menschen liegt.

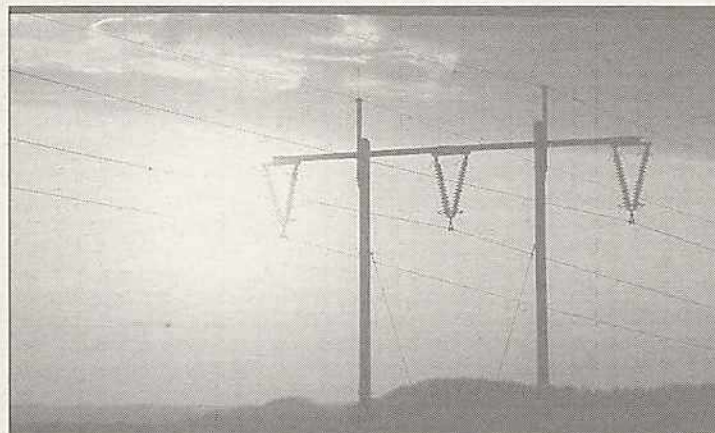
In den folgenden Jahren schenkte mir Gott einige Erlebnisse, bei denen ich erstmals spürte, was Liebe ist. Ich wurde dadurch offener für die Menschen, zugänglicher, legte viel, wenn auch nicht alles, von meinem Stolz und meiner Scham ab. Ich lernte Menschen kennen, die aus christlicher Überzeugung kranken Menschen halfen und sich für sie einsetzten. Mit ihnen bereiste ich Länder wie Italien, Jugoslawien, Frankreich, Israel, Malta und verbrachte viele schöne Stunden in dieser Gemeinschaft.

Nach meinem Unfall hätte ich nie gedacht, daß ich im Rollstuhl, in diesem schwerbehinderten Zustand solch ferne Länder bereisen würde. Dies half mir, mein Leben anzunehmen und das Schwere zu ertragen und regte mich auch zu manchem an. Ich schrieb Briefe und Gedichte, meist lustige, zu bestimmten Anlässen, Liedertexte (meist lustige). Übrigens sang ich auch Lieder. Auch beim Singen hatte ich eine zehnjährige Unterbrechung.

Mit einem Wort: mein Leben war wieder bunter geworden, war nicht mehr eintönig, wie es Jahre lang nach meinem Unfall der Fall gewesen war. Auch heute lebe ich nicht ohne Schwierigkeiten, frei von allen Problemen. Aber eines hilft mir. Wenn es auch manchmal finster und nebelig ist in meinem Leben: Ich weiß, über dem Nebel ist die Sonne. Und Gott ist da, wenn ich Ihn auch nicht in diesem Augenblick sehen oder spüren kann. Er ist da und er hält ein Glück bereit für mich, für dich und für jeden. Und eines Tages werde ich ihm begegnen. Es kann jeden Augenblick geschehen. Und wenn Gott mich ganz berührt, wird etwas Wunderbares geschehen.

Robert H.

Ich schreibe Briefe und Gedichte, meist lustige



Heimkehr zum liebenden Vater

Sehnsucht nach echter Versöhnung

Von Werner Brautz OC

Warum gerade meine Tochter, warum gerade mein Sohn? Mit dieser Frage beginnen oft Mütter und Väter ihr Herz auszuschütten. Sie fragen dann auch, was sie falsch gemacht haben und verweisen auf die Wege ihrer heranwachsenden Kinder. Die einen haben sich innerlich schon längst von zu Hause verabschiedet, auch wenn sie bei den Eltern noch wohnen.

Andere sind von „schlechten“ Freunden in eine „schlechte Gesellschaft“ geraten und wollen mit ihrer Familie (oft nur ein Elternteil) nichts mehr zu tun haben. Da scheinen Kinder mißbraucht zu werden oder sich gar selbst zu mißbrauchen, ob in der Drogenszene, im Sektenbereich oder in sexueller Hinsicht. Die scheinbare Machtlosigkeit der Mütter und Väter wird oft unerträglich.

Auf der anderen Seite darf ich immer wieder erfahren, wie sehr Kinder und Jugendliche zu ihren Eltern zurückfinden, und ehrlich gesagt auch Eltern, Väter und Mütter zu ihren Kindern. Diese Rückkehr hat verschiedene Ausprägungen. Vor meinem Fenster stand mitten in der Nacht ein ehemaliger Schüler, der von zu Hause ausgerissen war. In der Erinnerung an das Wort des Religionlehrers: „Ihr könnt immer zu mir in die Pfarre kommen, auch wenn ihr in Not seid,“ steht er nun da und weiß nicht wohin. Nur eines scheint klar, nicht nach Hause, denn „dort versteht mich ja keiner“.

Lange Gespräche folgen und neue Einsichten werden in dieser Nacht gewonnen. Auch die Bereitschaft, nicht durch Weglaufen die Probleme wegzuschaffen, wächst. Die Eltern werden nicht schimpfen – das Versprechen des Seelsorgers. Und die Nacht endet mit einer Heimkehr des Sohnes. Allerdings tut sich

ein neues Kapitel im Leben dieser Familie auf, das bis heute noch nicht geschlossen ist.

Diese und ähnliche Ereignisse erinnern an das Gleichnis der Bibel, das vom verlorenen Sohn spricht. Jesus erzählt von dem einen Mann mit den beiden Söhnen. Der jüngere von ihnen fordert sein Erbe. Die Freigiebigkeit beantwortet der Sohn mit dem Verlassen des Hauses, um im fremden Land die große Freiheit zu suchen und zu genießen. „Dort führte er ein zügelloses Leben und verschleuderte sein Vermögen. Als er alles durchgebracht hatte, kam eine große Hungersnot über das Land und es ging ihm sehr schlecht“ (Lk 15,13f).

Jesus schildert das ganze Drama einer solchen mißbrauchten Freiheit, zeigt aber dann auch, welche Früchte eine echte Besinnung haben kann. In aller Hab- und Machtlosigkeit erkennt der Sohn: „Ich will aufbrechen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater ich habe mich gegen den Himmel und gegen dich versündigt. Ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu sein; mach

mich zu einem deiner Tagelöhner“ (Lk 15,18f).

Die überraschende Wendung eröffnet sich, nachdem sich der Sohn tatsächlich auf den Heimweg macht. Dem der Vater war schon lange in liebevoller Erwartung, hat seinen Sohn nie aufgegeben und läuft dem Herbeikommenden entgegen. Dem Bekenntnis des Sohnes folgen nicht Vorhaltungen, sondern Aufwertung. Der Vater setzt den Sohn als das ein, was er ist: „Wir wollen essen und fröhlich sein. Denn mein Sohn war tot und lebt wieder; er war verloren und ist wiedergefunden worden. Und sie begannen, ein fröhliches Fest zu feiern“ (Lk 15,23f).

Im Gleichnis, das Jesus erzählt, scheint ein Umstand die

beschriebene Freude zu trüben: der ältere Bruder fühlt sich benachteiligt und will nicht verstehen, daß der Vater in der Tiefe seines Herzens eine andere Logik und damit Freude versteht. Der Vater rechnet nicht auf, sondern er nimmt von Herzen an, denn der Verlorene ist wiedergefunden, der Totgeglaubte lebt.

Sowohl das Drama der mißbrauchten Freiheit als auch das Geschenk der unendlichen Freude, das tiefe Glück des Herzens über die Rückkehr, die Heimkehr, die Heilung, die Versöhnung bleibt kein Vorrecht einer bestimmten Zeit. Denken wir an die Kriege, frei Haus geliefert – der alltäglichen Berichterstattung in Funk und Fern-

Geborgenheit erlebt, wer im Herzen versöhnt ist

sehen, in Zeitungen und Magazinen könnten viele mittlerweile schon gleichgültig gegenüberstehen. Auch hier gibt es, wie in anderen Bereichen, eine Art Übersättigung. Weniger gleichgültig jedoch stehen die meisten den „Kriegsschauplätzen“ in den eigenen Familien- und Freundeskreisen gegenüber. Da bleibt latent die bange Frage: Wie kann es wieder Frieden geben, wie können verwundete Ehen und Familien zur Heilung finden, wie kann Streit und Haß überwunden werden.

Die Sehnsucht nach Geborgenheit scheint oftmals Hand in Hand zu gehen mit der Sehnsucht nach Versöhnung, nach Heilung, nach Neubeginn. So sehr diese vielfach verborgene Sehnsucht das menschliche Herz erfüllt, so wenig scheint es dafür Rezepte zu geben.

Im Gleichnis vom „Verlorenen Sohn oder vom Barmherzigen Vater“ zeigt sich aber sehr klar, wo auch bei den großen und kleinen Sehnsüchtigen nach Geborgenheit und Versöhnung, Heilung anzusetzen ist: im eigenen Herzen. Davor brauchen wir die Augen nicht zu verschließen.

Wer sich nicht nur auf die Geschichte Jesu im Evangelium, in der Frohen Botschaft Gottes einläßt, sondern auf diesen Jesus selbst, dem offenbart sich dieser Gott des Lebens, der Liebe und damit auch der Versöhnung mehr und mehr.

Es gibt großartige Berichte von Menschen, die aus Verfolgern Jesu zu seinem Verteidiger wurden. Es gibt aber noch mehr als Berichte das Ereignis der Umkehr als Folge einer inneren Bekehrung aus tiefstem Herzen. Hier erlebt der, der mit Jesus Christus in Berührung kommt, die wirkliche Dimension von Freiheit, weil er die ungetrübte, sich verschenkende Liebe entdeckt. Hier begegnet ihm das Ge-

bot Gottes in der Erfahrung, gestützt und nicht gestürzt zu werden. Hier erfasst er seine

persönliche Verantwortung vor Gott und vor dem Nächsten.

Als ich vor kurzem an einer Geistlichen Woche für rund 5000 Jugendliche in Frankreich teilnehmen durfte, konnte ich Diener dieser Versöhnung sein, die aus einem von Umkehr erfüllten Herzen ersehnt wurde.

Heute, hier und jetzt, gerade bei jungen Menschen wurde das Geschenk der Versöhnung, das Gott durch Jesus Christus in die Beichte hineinlegt, erbeten und angenommen. Da erlebte ich wieder einmal die Aktualität und die lebendige Gegenwart des im Gleichnis beschriebenen Vorganges: verloren und wiedergefunden, totgeglaubt und wieder lebendig.

Die Sehnsucht nach Versöhnung wurde und wird immer nur von dem gestillt, der wahrhaft durch den Kreuzestod gestorben, aber am dritten Tage auferstanden ist, der also Liebe in Fülle ist – für jeden von uns.

Der Autor ist Religionsprofessor und Kaplan in der Pfarre St. Rochus in Wien.

Viele verlorengelaubte Jugendliche finden heim

Geborgenheit ist eine Erfahrung, die uns trägt, auch wenn die äußeren Umstände widrig sind. Sie gibt dem Menschen tieferen Rückhalt, läßt auch im Leid nicht untergehen...

In unserer Familie war es nicht so einfach, und es hat oft Krisen gegeben. In den Weihnachtsferien 1988 hat es mich gedrängt, eine Novene zu beten, daß der Heilige Geist in die Familie käme. Besonders bat ich um ein gutes Verhältnis zwischen Vater und dem älteren Sohn, das sehr gespannt und schwierig war. Es war wirklich so, daß wir nach der Novene einen neuen Umgang miteinander geschenkt bekamen. Ich war sehr erstaunt, denn wir hatten uns schon so viel bemüht, aber es war vorher einfach schwierig. Zwei oder drei Wochen war diese Veränderung spürbar.

So kam der 11. Februar 1989, der Beginn der Semesterferien. Es war ein Marienfesttag – Maria, Heil der Kranken. Mein Mann hatte mich und die beiden Söhne zum Westbahnhof begleitet, wir wollten in Skiferien fahren. Mein Mann wollte sich zu Hause erholen. Aus dem Zugfenster habe ich meinem Mann noch aus ganzem Herzen gesagt: „Danke, Peter, für alles!“, weil die Tage und Wochen zuvor so schön gewesen waren. In diesem Augenblick war mir bewußt, wie sehr ich ihn schätze und wie sehr ich mich freue, daß wir zusammen sind.

Ich wußte nicht, daß es meine letzten Worte an ihn sein sollten. Der Zug war noch nicht abgefahren, ich wollte ihm noch einmal winken, da sah ich ihn am Boden liegen. Mein Mann hatte einen Herzinfarkt erlitten.

Die Rettung kam zu spät. Durch den Beginn der Semesterferien waren alle Straßen verstopft. Zu spät, er war bereits ins Koma gefallen. Er wurde ins Spital gebracht. Zuerst hab ich gedacht, ich schaff' das nicht.

Aber irgendwie ist es doch gegangen. Ich habe mir zugeredet und darum gebetet. Mein Mann war auf der Intensivstation in einem furchtbaren Zustand. Man hatte ihn an alle möglichen Apparate angehängt. Mein Gedanke war jetzt nur: „Der Herr ist ja bei

Mein Mann lag zweieinhalb Jahre im Koma

Geborgen mitten in großem Leid

uns. Wir sind nicht alleine, ich muß jetzt vertrauen.“

Ich habe dort gebetet: „Der Herr ist mein Hirte...“

Die erste Zeit habe ich fast die ganzen Tage im Spital verbracht. Oft bin ich erst am Abend um halb zehn aus dem Spital gekommen. Ich hab gemerkt, daß es einen Unterschied macht, ob ich da bin oder nicht. Bald hab' ich gefragt, ob ich die Wandermuttergottes zu meinem Mann herinstellen darf. Die Ärzte haben es erlaubt. Wenn ich gekommen bin, habe ich oft das Lied „Der Herr ist mein Hirte“ vorgesungen – für uns beide. Wir haben beide den Herrn als Hirten sehr gebraucht.

Ein Monat nach dem Herzinfarkt meines Mannes haben Freunde meiner Söhne mich mit aufs Land genommen, damit ich ein bißchen entlastet bin. In der Karwoche bekam ich einen Anruf aus der Steiermark: Mein jüngerer Sohn war viereinhalb Meter vom Baum gefallen und hatte sich (Gott sei Dank nur!) einen Oberschenkelbruch zugezogen. Ich hab' ihn sofort nach Wien geholt. Der Sohn war nun im Kinderspital, mein Mann im Elisabethspital. Ich bin zwischen den Spitälern hin und her gefahren...

Diese Zeit war furchtbar. Jetzt habe ich „psychische Zustände“ bekommen, von denen ich früher dachte, daß sich die Leute so etwas selber machen. Man müsse sich nur ordentlich in der Hand haben...

Das alles hat mich so eng an den Herrn gebunden. Ich habe ununterbrochen gebetet. Von Sr. Germana habe ich den besten Rat bekommen. Sie hat gesagt: „In dieser Not bete nicht 'Komm zu mir, Jesus!', sondern 'Danke, daß du Da bist!'“

So habe ich Seine Gegenwart

angerufen und mich darauf verlassen. Das hat mich getröstet: Der Herr weiß jetzt genau, wie es mir geht. Und wenn mich auch rundherum keiner kennt, der Herr kennt meine Situation.

Zu Hause hat es zeitweise furchtbar ausgesehen. Wir waren alle mit den Nerven schlecht beisammen. Da sind die Türen geflogen... und die Buben sind sich in die Haare geraten. Ich hatte Angst, daß etwas passieren könnte. Der Tischler mußte nach dieser Zeit einige Türen reparieren...

Die Ärzte haben mir keine Hoffnung gemacht. Ich dachte mir: „Die Ärzte haben ihre Grenzen, aber Du Herr, Du hast keine Grenzen, ich vertraue Dir. Wenn Du willst, dann steht mein Peter auf.“

Die Zeit bei meinem Mann im Krankenhaus war ein Stück unserer Ehe, so wie wir sie nun gelebt haben. Obwohl ein zweites Bett im Zimmer war, ist mein Mann oft alleine gelegen. So hatte ich an diesen Vormittagen Zeit und Gelegenheit, unsere Ehe aufzuarbeiten. Ich habe ihm vorgesprochen, wo wir einander vergeben wollten. Es ist sehr tief gegangen. Irgendwo war dann der Punkt, wo mir nichts mehr eingefallen ist, und wo tiefer Friede eingezogen ist.

Manche haben gesagt, wenn sie zu meinem Mann gekommen sind, es ist wie in einer Kapelle. Für mich sind der Herr und mein Mann immer mehr ineinandergeflossen. Er ist sehr mager geworden und hat mich sehr an den Schmerzensmann erinnert.

Mein Mann hat nicht mehr das Bewußtsein erlangt. Zweieinhalb Jahre war er im Spital, dann ist er gestorben, am Vormittag des 8. Oktober, und ich war bei seinem Sterben dabei. Irgendwie hatte

ich das Gefühl, er hat auf mich gewartet. Ich habe niemanden gerufen, sondern ganz allein mit ihm gebetet. Er hat einen friedlichen Ausdruck auf seinem Gesicht gehabt, so geborgen. Durch die Schädigungen im Gehirn war über die meiste Zeit der ganze Körper meines Mannes verkrampft und angespannt gewesen. Aber nun war er ganz locker, und eine kindliche Geborgenheit war auf seinem Gesicht.

In dieser Zeit hatte ich immer Angst, daß die Leute Gott die Schuld geben. Aber ich wollte das nicht. Ich hab' nicht so gefragt. Mir war klar: Mit Gott komme ich durch diese Situation, ohne Ihn gehe ich einfach unter. Da geht mir die Kraft aus und der Lebensmut, da fall ich in das schwarze Loch. Man kann sicher sagen: Mir ist es nicht recht. Aber es steht mir nicht zu, zu beurteilen, warum Er das zuläßt.“

„Wer darf zu ihm sagen: Was tust du?“ Ich habe diesen Satz in Ijob 9,12 zweimal unterstrichen. Und ich vertraue eben.

Natürlich ist mir das auch oft mißlungen. Oft hab ich gefragt: Wieso? und: Wie kannst Du das tun? Aber immer wieder bin ich zu

der Einsicht gekommen: Ich bin Geschöpf, und Er ist Schöpfer. Er ist mein Vater, hat Jesus gesagt.

Ich glaube Jesus. Ich sehe zwar vieles nicht und ich verstehe es nicht, aber das ist eben das dunkle Tal. Ich hab immer gesagt, ich gehe unten, und Er ist oben und Er hat die Aussicht. Einmal werde ich das Muster meines Lebens auch verstehen. Ich kann es nicht erklären, kann auch Gott nicht verteidigen.

Man kann Ihm vertrauen, mehr noch, man kann probieren, ihm zu vertrauen. Und man wird dann sehen, es geht sich alles aus.

Brigitte O.

Es waren meine letzten Worte an ihn...

Die Zeit im Spital war ein Stück unserer Ehe

Blond, mittelgroß, lebhaftes Augen, ein fröhliches Gesicht: Mein erster Eindruck als ich Frau Anneliese Buxbaum unlängst kennenlernte. Ich glaube, wir waren beide gespannt aufeinander. Sie kannte mich von VISION 2000 her und ich hatte gehört, daß sie durch New-Age-Praktiken und die Kontaktaufnahme zu einem Geistheiler schwere Jahre durchgemacht hat. Gott sei Dank ist sie heute davon befreit – und bereit, davon zu erzählen, um anderen ähnliche Erfahrungen zu ersparen.

Wir – außer uns beiden noch ihr Mann und eine Freundin – sitzen in ihrem Haus in Melk. Niemand sieht ihr heute die viereinhalb Jahre an, in der sie die Hölle – beinahe im wahrsten Sinne des Wortes – durchgemacht hat. Wie war es dazu gekommen?

Frau Buxbaum wurde an einem Ostersonntag (25. März, Verkündigung des Herrn) geboren. Die Mutter stellt sie unter den Schutz der Muttergottes und schickt sie später in eine katholische Privatschule. Mit 14 ist sie in der marianischen Bewegung und macht eine Lebensübergabe an Christus.

In der Jugend entfernt sie sich aber vom Glauben, der ihr nun antiquiert erscheint, studiert an der Lehrerauskultivierung in Wien, unter anderem allerdings auch Religionspädagogik, was ihren Glauben eher noch mehr schwächt. Anschließend bekommt sie eine Stelle an einer katholischen Hauptschule und unterrichtet Deutsch, Musik, Geschichte und auch Religion. Bedauernd meint sie: „Von einem Herzensglauben war ich aber damals weit weg.“

Sie lernt ihren Mann, einen Juristen, kennen, und sie heiraten. Alles ist bestens, vor allem, als sie 7 Jahre später – heißersehnt – ein Mädchen bekommen: Dorothea, zu Deutsch „Gottesgeschenk“. Das Familienleben ist harmonisch, jeder bemüht sich. Der Glaube wird oberflächlich gepflegt. Dann werfen Todesfälle in der Familie plötzlich Fragen auf.

Keiner gibt ihnen überzeugende Antworten. So geraten sie an Bücher, die vom Leben nach dem Tod, vom positiven Denken, von Selbsterlösung handeln, typische New-Age-Schriften. Obwohl ihr auffällt, „daß es sich hier um Halbwahrheiten handelt“, sucht sie auch bei ihren gesundheitlichen Beschwerden Hilfe in dieser

Richtung.

In dieser Zeit hat Frau Buxbaum einen Traum, der sich ihr einprägt: eine Botschaft der hl. Hildegard von Bingen für sie und ihre Mutter. Sie sieht eine Schriftrolle, auf der oben das Wort „Tod“ und unten „Leben voll Hoffnung“ steht. „Der Traum war für mich niederschmetternd. Ich konnte damit nichts anfangen. Nur das Wort Tod blieb haften. Würde eine von uns sterben oder gar beide?“, fragt sie sich damals.

Durch Schriften sowie Naturheiler nimmt der Einfluß der Esoterik zu. Immer häufiger träumt sie vom Tod, von Leichenzügen, Friedhöfen... Mit Traumdeutungsbüchern versucht sie das zu verstehen. Erleichterung bringt das aber nicht. Im Gegenteil: Sie wird depressiv und ist psychisch sehr angeschlagen.

Eine katholische Schwester nimmt sie einerseits zur Fokolare Bewegung mit – das spricht sie sehr an –, gibt ihr andererseits aber zwar in bester Absicht die Adresse eines Heilers. Er soll ihre Rückenschmerzen „behandeln“.

Was dort vor sich gegangen ist, frage ich. Zunächst habe er mit einer Wünschelrute Störherde an ihr gesucht. Sie erzählt nüchtern: „Wiederholt habe ich zu Beginn der Sitzungen gehört: ‚Sie können schon anfangen, der X ist schon da.‘ Der X war allerdings nicht zu sehen. Denn es handelte sich um den Geist eines Verstorbenen, der hier beschworen wurde.“ Bald ist auch ihr klar: Der Heiler ist ein Spiritist, der Kontakte mit Toten herstellt. Heute meint sie dazu: „Tragisch, daß ich mir damals nur gedacht habe: Wenn er d’ran glaubt – mir soll’s recht sein.“

Sind diese Praktiken harmlos, weil gut gemeint? Dazu der

Dominikanerpater Michael Marsch in seinem Büchlein „Geistheilung – oder Heilung durch den Heiligen Geist“, der verschiedene Arten von Geistheilern unterscheidet. Die eine Art, so lese ich, „...beruft sich gern auf den Geist Verstorbener: Verwandter, besonderer Menschen oder bedeutender Persönlichkeiten. Diese Verbindung mit dem Geist Verstorbener nennen wir Spiritismus... Aber so gut und notwendig es ist, für die Verstorbenen zu beten, so gefährlich ist



Von Alexa Gaspari

Eine Lehrerin gerät unter den Einfluß

Heimkehr nach New-Age-Veri

es, direkt zu den Toten zu beten, um sich ihrer geistigen Kräfte zu versichern...“ Er nennt den Versuch, sich der geistigen Kräfte Verstorbener zu bemächtigen, Manipulation, auch Magie genannt.

Marsch schreibt auch von den schweren seelischen Störungen, die im Gefolge magischen Handelns auftreten können, meist aber nicht in direkten Zusammenhang mit dem Geistheiler gebracht werden: „Die Wahrscheinlichkeit ist ... gross, daß sich Kräfte des Bösen einzumischen suchen, um Verwirrung und Schaden zu stiften“: Unruhe, Angstzustände, Schlaflosigkeit, Glaubenszweifel, Unfrieden in der Familie.

Klingt realitätsfremd für unsere aufgeklärte Zeit, nicht wahr? Nun, für Frau Buxbaum wurde das alles aber sehr real...

Ohne es zu bemerken, wird Anneliese Buxbaum vom Spiritisten abhängig, läßt sich von ihm

auch in familiären Fragen beraten und öffnet sich somit immer mehr den dunklen Mächten, die damit wirken. Frau Buxbaum verliert immer mehr den Bezug zur Realität, bekommt, wie sie sagt, „massivste Verfolgungsängste. Nach allen Richtungen habe ich mich verfolgt gefühlt. Speziell in der Schule. Überall habe ich Todesymbole gesehen. Alles hat sich ins Negative verwandelt.“

Sie, die so gern unterrichtet und nie Probleme mit den Schülern gehabt hatte, die bei allen beliebt gewesen war, fühlte sich von den Schülern und von ihren Kollegen verfolgt. Überall lauerte Intrige. Einen Zusammenhang zwischen ihren Ängsten und dem Tun des Spiritisten erkannte sie aber nicht.

Im Februar 1988 kommt der totale Zusammenbruch. Ihre Ärztin weist sie in die psychiatrische Klinik ein. Dort, in der geschlossenen Abteilung, geht es ihr noch schlechter. Nie wieder, so meint sie, werde sie Licht in diesem Dunkel sehen können. Selbstmordgedanken kommen auf.

Nach zwei Wochen in der An-

stalt bittet sie ihre Familie, sie doch nach Hause zu nehmen. Von Besserung ist zwar keine Rede, aber der Kontakt zum Geistheiler wird vorerst abgebrochen.

Frau Knapp, die jetzt mit uns am Tisch sitzt, hört von ihrem Verfolgungswahn. Sie hatte ähnliches schon einmal bei jemandem erlebt, ruft bei Buxbaums an und bietet ihre Hilfe an. Sie erzählt: „Die Angst war ihr damals ins Gesicht geschrieben. Ich habe nie jemanden so hoffnungslos erlebt. Dieses Elend zu erleben – auch wenn man es nur miterlebt – war die Hölle. Sie hatsogar die Buchstaben eines Wortes so lange hin und her verdreht, bis sie daraus ein Symbol des Todes gemacht hatte.“

In Frau Knapp findet Frau Bux-

baum geht sie in die letzte Kurve, der Wagen bricht aus...

Gott sei Dank bleibt ihre Tochter unverletzt: „Mit Rippenbrüchen und Knochenabsplittungen sind wir im Krankenhaus gelandet.“ Ich spüre bei der Erzählung, welch furchtbare Erfahrung dieser Unfall gewesen sein muß. Aber auch eine heilsame: „Nie wieder bin ich zu diesem Mann gegangen.“

Schließlich verkriecht sie sich zu Hause, traut sich nicht mehr unter Menschen, ist aber auch unfähig, zu Hause den Haushalt zu führen (sie wird von „Essen auf Rädern“ versorgt). Alles ist ihr zu viel, sinn- und hoffnungslos. Überall lauert der Tod.

Es häufen sich die Anfälle von Aggression und Zerstörung. Mit der Zeit hält ihr Mann die Doppelbelastung, Beruf und häusliche Katastrophe mit endlosen, oft sehr heftigen Streitgesprächen nicht mehr aus. Nervlich am Ende geht er in Frühpension.

Frau Knapp gibt die Bemühungen, ihre Freundin da herauszuführen, nicht auf. Der erste Knoten löst sich bei einem langen Gespräch mit einem im Umgang mit Geistheilung erfahrenen Priester. Viele weitere Heilungsstufen sind notwendig. So etwa eine Reise nach Lourdes. Immer wieder hat Frau Buxbaum von nun an Begegnungen mit dem Glauben. Ein Dominikanerpater und Psychotherapeut schenkt ihr ein kleines Büchlein, das sie zunächst gar nicht liest.

Im April 1992 findet im Hause Buxbaum eine Hausmesse statt. Wenn Menschen diese Bindungen nicht lösen können, so kann es jedenfalls der Herr. Nur Er, ist Frau Knapp überzeugt. Vergebung und Heilung: Das ist die Intention dieses Meßopfers. Trotzdem war da eine Schranke, die Frau Buxbaum für absolut unüberwindbar hielt.

Als sie vor der Messe aber „zufällig“ im Büchlein des Paters blättert, fällt es ihr wie Schuppen von den Augen: Es ist nahezu ihre Geschichte, die hier in dem kleinen Band beschrieben wird.

Sie feiern das Meßopfer und Frau Buxbaum erlebt es: Die Wand ist weg, sie kann sich langsam wieder dem Leben zuwenden. Eine Reise zum Grab der hl.

Hildegard ist ein weiterer Schritt. Dort kniet sie nieder und erinnert die Heilige an das Leben voll Hoffnung, das sie ihr im Traum versprochen hatte, und bittet um Fürsprache. „Es war unwahrscheinlich.“ sagt sie heute. „Noch am selben Tag war ich endgültig erlöst, die Bindungen waren zerrissen.“

Viereinhalb Jahre Treibjagd, in denen sie sich gehetzt gefühlt hat, sind zu Ende. „Seitdem bin ich total befreit. Heute sehe ich Licht, wo ich früher in den Fängen des Dunkels war. Jesus sagt: ‘Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.’ Vorher hatte mich das Gegenteil: ‘Ich bin der Irrweg, die Lüge und der Tod’ beherrscht.“

Heute ist Frau Buxbaum überzeugt: „Die Prophetie der hl. Hildegard über den Tod und das Leben voll Hoffnung ist für uns beide, meine Mutter und mich, in Erfüllung gegangen. Meine Mutter ist zwar in dieser Zeit gestorben. Aber ich glaube fest daran, daß der zweite Teil – das Leben voll Hoffnung – nun auch für sie wahr geworden ist. Für mich bedeutete „Tod“ das Absterben des alten Menschen und jetzt ist mir das Leben voll Hoffnung geschenkt worden.“

Der vor drei Jahren begonnene Heilungsprozeß hält unvermindert an. Strahlend erzählt sie: „Ich habe eine unendliche Liebe zu den Menschen bekommen.“ In den Schuldienst ist sie nicht mehr zurückgekehrt. Doch sie, die so viel mitgemacht hat, hat Verständnis und ein immer offenes Herz für junge Leute mit verschiedensten Problemen. Und das spricht sich herum.

Wie ist es ihr in den letzten drei Jahren gegangen? Sie überlegt: „Ohne zu übertreiben, ist es mit mir steil bergauf gegangen. Mir wurde auch eine große Sehnsucht, ganz offen für Gott zu werden, geschenkt.“

So oft ich kann, bin ich mit dem Herzen beim Herrn: durch Lobpreis, Fürbitte, Lesung der Bibel. Ich habe ein unendliches Bedürfnis, das Wort zu leben: ‘Bleibt in mir, dann bleibe Ich in euch.’ Es ist eine Gnade, daß ich sehen durfte, daß es außer den bösen Mäch-

ten eben den Heiligen Geist gibt, der sich zwar nicht herztieren läßt, weil er ‘weht, wo er will’, aber der mich führen kann.“ Für ihren Mann ist sie voller Dankbarkeit. Obwohl es für ihn, wie er bestätigt, auch Jahre der Hölle waren, hat er zu ihr gehalten. „Das war phantastisch. Ich habe meinem Mann jahrelang Unrecht getan. Trotzdem hat er durchgehalten. Das grenzt an ein Wunder.“

Zwar wird nicht jede Depression durch Geistheilung ausgelöst. Menschen aber, die durch Geistheilung oder auf ähnliche Art zu Depressionen, Magersucht, Verfolgungswahn, massiven Ängsten, usw. gekommen sind, können letztlich nur auf dem Weg des Glaubens, durch den Heiligen Geist Heilung finden, davon ist Frau Buxbaum überzeugt.

„Der Kerngedanke des New Age ist ja: Wir brauchen keinen Erlöser, wir können uns selbst erlösen.“

Es genügt, positiv zu denken. Ich habe erlebt, daß das nicht stimmt. Erlösen konnte mich nur Christus. Gerade das Zeichen des Kreuzes ist ein wesentliches Heilszeichen für die Welt und für die Not, in der wir alle leben. Es war so überwältigend für mich diese Erfahrung zu machen: Er hat an unserer Stelle Sühne geleistet und wir brauchen, das nur in Anspruch nehmen. So einfach ist das eigentlich.“

Frau Knapp meint, Anneliese Buxbaum sei ein Zeichen für viele in Melk geworden ist. Wie das zu verstehen sei, frage ich. Sie erklärt: „Einerseits weil die Menschen sehen, daß etwas auch wieder ganz heil werden kann, obwohl es wirklich hoffnungslos ausgesehen hat. Da sie sehr beliebt gewesen war, haben sich auch viele Menschen mit ihr gefreut. Sie sind auf der Straße auf sie zugegangen und haben ihrer Freude Ausdruck verliehen. So manche erkennen auch, daß es Dinge gibt, mit denen man sich besser nicht einläßt.“

Trotz all der ernstesten Dinge, die wir besprochen haben, wird es dann auch noch sehr heiter.

Vielleicht kann Anneliese Buxbaum gerade wegen ihrer schweren Geschichte nun viel überzeugender Fröhlichkeit und Liebe rund um sich verbreiten.

Manche Depression nur durch Glauben heilbar

Heilers“ angen ingen

Ein Büchlein, das ihr ihre Geschichte deutet

baum jemanden, der sie ernst nimmt, ihre Zustände nicht einfach vom Tisch wischt.

„Ja, es stimmt,“ wird Frau Knapp ihr sagen, „Du wirst verfolgt, aber nicht von Menschen, sondern von dunklen Mächten“. Das ist der Beginn einer sehr langsam wachsenden Erkenntnis. Manchmal kommt ein Funke Hoffnung im Gespräch mit der Freundin auf, um gleich wieder zu erlöschen. Zunächst blockt sie noch jede Art von Gebet für sie ab und will auch selbst nicht beten. Dafür ist sie aber bei vielen Ärzten, bei über einem Dutzend Psychiatern. Keiner kann helfen.

Um von den starken Psychopharmaka wegzukommen, rät ihr ein Arzt, ihren Geistheiler wieder aufzusuchen. Sie läßt sich überreden. Mit Mann und Kind fährt sie im Auto hin. Als sie in das Tal, in dem der Spiritist wohnt, einbiegt, bricht etwas über sie herein, das sie schwer beschreiben kann: Es löst höchste Aggressivität in ihr aus. Sie – eine sonst vorsichtige Fahrerin – steigt plötzlich auf das Gaspedal. Mit über 100 Sachen

Aus einem Briefwechsel

Zeit der Bekenner

Von Christa Meves

Wie war mir zumute, als ich anlässlich eines Abendessens bei Bekannten neben dem Institutsvorstand einer theologischen Fakultät zu sitzen kam, der (als geweihter Priester!) ganz ungeniert seine „Lebensgefährtin“ mitgebracht hatte und sich noch darüber erboste, daß es „in gewissen kirchlichen Kreisen gar so intolerant zugehe; Gott sei Dank seien wenigstens die gemeinsamen Freunde im Tennisclub liberaler eingestellt“. Und die ganze Studentenschaft weiß Bescheid...

Wie sollte denn da noch Achtung möglich sein, wie Orientierung, wie ein sich Ausrichten an katholischen Wertvorstellungen? Hier überdehnen die kirchlichen Instanzen allzuoft die Grenzen ihrer Toleranz nach Prokrustes-Manier.

Ich meine damit nicht, daß irgend jemand sich das Recht herausnehmen dürfte, über jene Menschen zu urteilen, weiß es doch nur Gott der Herr allein, wieviel Leid, wieviel seelische Kämpfe, wieviel Gewissensnot hinter einer zur Schau gestellten Sicherheit stehen mag, aber das Wort des Augustinus gilt auch heute noch: „Den Sünder lieben,

aber die Sünde hassen!“ Das bedeutet auch, den Mut zu haben, eiternde Geschwüre mit einem klaren Chirurgenmesser zu entfernen, zum Wohle des ganzen Leibes.

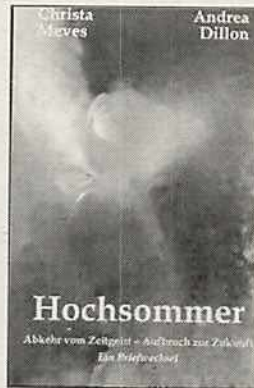
Doch das ist nur die eine Seite der Medaille.

Ich kenne auch viele wunderbare Religionslehrer, denen es mit viel pädagogischem Geschick, Einfühlungsvermögen und persönlicher Standhaftigkeit gelingt, ihre Schüler in unseren Glauben hineinzuführen; immer aber ist damit ihr klares Lebenszeugnis verbunden, das klare Bekenntnis zur katholischen Kirche und zum Papst – wenn auch manchmal offen das Leiden an der mensch-

lich schwachen und sich darum verfehlenden Kirche ausgesprochen wird.

Unsere Religionslehrer müßten wieder „Professoren“ im eigentlichen Sinn des Wortes sein, denn das heißt nichts anderes als „Bekennner“. Nicht die abstrakte Glaubenslehre, sei sie auch noch so gut aufbereitet in methodisch-didaktischer Perfektion, nicht das Sich-Anbieten bei den Schülern in infantiler Manier, sondern das Beken-

nen des Glaubens durch die Übereinstimmung mit dem eigenen Leben wird es bewirken, daß unser Glaube wieder aufleuchten kann in seiner befreienden Kraft und Herrlichkeit.



Der Apostolische Nuntius in Österreich, Erzbischof Donato Squicciarini, meinte in einem Kommentar zum Kirchenvolks-begehren, daß in dem Buch von Kardinal Joseph Ratzinger „Zur Gemeinschaft gerufen“, Antwort auf die vielen Fragen gegeben werde, die heute so viele Menschen an die Kirche stellen. Mitten in der Krise des kirchlichen Bewußtseins klärt Ratzinger die entscheidende Frage nach dem, was die Kirche ist, woher sie kommt, wozu sie bestimmt ist.

Besonders geht er darin auf den Ursprung und die wichtigsten Ämter, wie Petrusamt, Bischofsamt, priesterlichen Dienst und Gemeinde ein. Kardinal Ratzinger: „Die Frage nach der Kirche ist heute weitgehend zur Frage danach geworden, wie wir sie anders und besser machen können. Aber schon wer ein Gerät verbessern und erst recht wer einen Organismus heilen will, muß zuerst erkunden, wie das Gerät konstruiert oder wie der Organismus von innen her gebaut ist.“

Die wahre Reform

Wer sich die Mühe nimmt, sich auf die einleitenden Kapitel über Ursprung und Auftrag der Kirche einzulassen, der wird Joseph Ratzinger vielleicht besser verstehen können, wenn er etwa zum Abschluß über das Mißbehagen an der Kirche und das Wesen wahrer Reform spricht.

Dieses Buch kann ganz und gar nicht als Restaurationsversuch an der Kirche gesehen werden, zumal gerade das II. Vatikanische Konzil offensichtlich aus ihm atmet. Bestechend ist auch die fundierte biblische Sicht und Erklärung der Kirche.

Im folgenden ein kurzer Auszug aus dem Abschnitt „Das Wesen wahrer Reform“:

„Alles, was Menschen machen, können andere auch wieder aufheben. Alles, was aus menschlichem Gefallen kommt, kann anderen mißfallen. Alles, was eine

Mehrheit beschließt, kann durch eine andere Mehrheit zurückgenommen werden. Kirche, die auf Mehrheitsbeschlüssen beruht, wird zu einer bloßen Menschenkirche. Sie wird auf die Ebene des Machbaren und des Einleuchtenden, der Meinung zurückgenommen. Meinung ersetzt Glaube. Und in der Tat, in den selbstgemachten Glaubensformeln, die ich kenne, geht die Bedeutung des Wortes „ich glaube“ nie wirklich über die Bedeutung „wir meinen“ hinaus. Die selbstgemachte Kirche hat am Ende den Geschmack des „Selbst“, das dem anderen Selbst immer bitter schmeckt und alsbald seine Kleinheit offenbart. Sie ist in den Bereich des Empirischen zurückgenommen und so gerade auch als Traum zerronnen.

Der Macher ist der Gegensatz des Staunenden („Amiratore“). Er verengt die Vernunft und verliert damit das Mysterium aus den

Wir brauchen eine knieende Theologie, wir brauchen betende, anbetende, fürbittende Gläubige, wir brauchen leidenschaftliche Zeugen Christi, die sich voll einsetzen für das Kommen des Reiches Gottes, wir brauchen Vertrauen auf den heiligen Geist – diesen vergessenen Gott! –, der uns doch anzünden will! Dann wird das Christentum sich bei uns erneuern können, dann wird Re-Evangelisierung sein: neues Blühen, neues Wachsen! Immer hinauf!

Soweit ein Auszug aus einem wirklich lesenswerten, in Buchform veröffentlichten Briefwechsel zwischen Christa Meves und einer 25jährigen Lehrerin aus Graz. Es ist ein anregender Meinungs-austausch über das, was beide Frauen aus der Sicht ihres Glaubens in der Situation unserer heutigen Gesellschaft und unserer heutigen Kirche bewegt: Fragen der Erziehung, des Glaubens, der christlichen Lebensführung heute, des Umgangs mit den Spannungen in der Kirche werden sehr persönlich und engagiert behandelt.

Auszug aus: Christa Meves, Andrea Dillon, „Hochsommer“, Verlag Christiana, öS 155.-

Augen. Je mehr Selbstbeschlossenes und Selbstgemachtes es in der Kirche gibt, desto enger wird sie für uns alle. Das Große, das Befreiende an ihr ist nicht das Selbstgemachte, sondern das, was uns allen geschenkt ist und was nicht aus unserem Wollen und Erdenken kommt. Die Reformatio, die allzeit nötige, besteht nicht darin, daß wir uns „unsere“ Kirche immer neu zurechtmodellieren, sie selbst erfinden, sondern darin, daß wir immer wieder unsere eigenen Hilfskonstruktionen wegräumen zugunsten des reinen Lichts, das von oben kommt und das auch der Anbruch der reinen Freiheit ist.“

Christof Hurnaus

Joseph Karinal Ratzinger,
Zur Gemeinschaft gerufen,
Verlag Herder, öS 187.-

Diese und andere Bücher sind zu beziehen bei:
Buchhandlung Sonntagberg
Gem. Hospiz AG
Elisabethstraße 26
1010 Wien
Tel.: 0222/5869411

Eine der bis heute umstrittensten Gestalten unter den Heiligen ist wohl die heilige Philomena. Alles, was man von ihr weiß oder zu wissen glaubt, ist umstritten, widersprüchlich, historisch-rational nicht recht erfassbar, läßt sich nirgends wirklich einordnen – bis auf eine Ausnahme: eine schier übersprudelnde, unerklärliche Kraft der Fürbitte bei Gott – bestens dokumentiert und auch von den ärgsten Rationalisten des aufgeklärten 19. Jahrhunderts nie zu widerlegen.

Auf die Anrufung um ihren Beistand geschahen Zeichen und Wunder in einer solchen Fülle und Stärke, daß den Zeugen und

ein etwa 13jähriges Mädchen war, das man hier bestattet hatte.

1805 gelangen die Gebeine nach Mugnano bei Neapel. Die Vorgänge bei der Überführung gleichen einem packenden Roman, mit dem Unterschied, daß alle Geschehnisse bestens dokumentiert und überprüfbar sind. Mit der Beisetzung in der Kirche von Mugnano beginnt schlagartig eine Welle von wunderbaren Ereignissen: Spontanheilungen beinahe am laufenden Band.

1806 wird sie als Schutzpatronin gegen den materialistischen Zeitgeist und gegen Napoleons zerstörerischen Hochmut angerufen und verehrt. Ihr Ruhm

Schwerst herzkrank und von den Ärzten über den jederzeit zu erwartenden Tod informiert, hört sie von den Wundertaten Philomenas, faßt den in ihrem Zustand absurden Entschluß, über Rom nach Mugnano zu reisen. Sie wird in Rom Papst Gregor XVI. besuchen, ihm das Versprechen abnehmen, Philomena zur Ehre der Altäre zu erheben, sollte sie in Mugnano geheilt werden.

Der Papst, sicher, Frau Jaricot nicht lebend wiederzusehen, verspricht es. Pauline gelangt tatsächlich – schier mit dem letzten Lebensfunken – nach Mugnano – und wird tatsächlich spontan geheilt!

Bereits ein Jahr zuvor trifft Frau Jaricot den Pfarrer von Ars, den heiligen Jean-Marie Vianney, und erzählt ihm von Philomena und ihrer unglaublichen Kraft der Fürsprache bei Gott. Ab diesem Zeitpunkt ist der Pfarrer von Ars zutiefst mit der Heiligen verbunden; er errichtet ihr in seiner Kirche einen Altar – und wiederum ereignen sich wunderbare Heilungen und Vorgänge. Und jedesmal verweist der Pfarrer von Ars auf Philomenas erhörte Fürbitte. Auch darüber gibt es unbezweifelbare Dokumentationen.

Machen wir jetzt einen großen Sprung in das 20. Jahrhundert, denn jetzt passiert es, daß sich die Wissenschaft erstmals ernsthaft des „Phänomens Philomena“ annimmt und zur verblüffenden Erkenntnis gelangt, daß nichts, aber schon gar nichts im Zusammenhang mit ihr historisch haltbar und beweisbar ist:

Es gibt keine Überlieferungen oder Aufzeichnungen über eine Philomena, die Symbole auf ihrem Grab hätten mit dem Martyrium nichts zu tun, die Blutfläschchen, die in den Katakomben häufig gefunden worden waren, enthalten in den meisten Fällen kein Blut, sondern Duftstoffe.

Die Vision der Nonne Maria Luisa sei historisch unhaltbar, nahezu schwachsinnig; geglaubt hätte diese Vision ohnehin niemand wirklich, außer einige Schwärmer...

Am 14. 2. 1961 geschah dann das für viele Unfaßbare. Die Ritenkongregation hob ihr eigenes Urteil über Philomena auf, entfernte sie aus dem Heiligenkalender – und desavouierte damit nicht ihre eigene Entscheidung

von 1828, sondern auch die Überzeugung von fünf Päpsten, die mit allerhand Grund Philomenas Existenz und Wirken als gesichert angesehen hatten: Die Ritenkongregation erklärte, eine Märtyrerin namens Philomena habe es nie gegeben, daher sei das ganze ein Irrtum gewesen.

Die heilige Philomena war hiermit demontiert. Genau aber hier ist der Punkt erreicht, wo beim einfachen Menschen eigentlich ein ungeheures Glücksgefühl aufkommt. Warum? Gott zeigt uns mit dieser kleinen Heiligen – mag sie nun Philomena oder ganz anders heißen, mag sie genauso oder ganz anders gelebt haben oder gestorben sein – was Er eigentlich von uns will, was bei Ihm zählt.

Aber überlegen wir noch einmal kurz die unbezweifelbaren Fakten:

Es existiert ein Skelett eines 13jährigen unbekanntes Kindes: dieses Menschenkind hat also einmal gelebt, seine Seele ist aber jetzt ganz unzweifelhaft bei Gott. Denn im Zusammenhang mit dem Anflehen (wollen wir ruhig bei diesem Begriff bleiben) um die Fürbitte dieses unbekanntes Kindes ereignen sich Vorgänge und Wunder, die so auffallend, exorbitant sind (und die man eher von den „großen“ Heiligen erwartet hätte), daß auch die ärgsten Spötter dieser Zeit schweigen mußten.

Was ergibt sich also daraus für uns? Gottes Geist wirkt, wo und wie Er will. Für Ihn zählt nicht die Berühmtheit eines Menschen, schon gar nicht braucht Er das Urteil der Wissenschaft. Er will bloß, daß unsere Seele bei Ihm Heimat auf kindliche Weise findet (eine Eigenschaft, die auch den großen, berühmten Heiligen zu allen Zeiten eigen war). Ob wir berühmt oder unbekannt sind – wir sollen die Gnade der Gotteskinderschaft anstreben und annehmen.

Allés andere ist Sein Wirken.

Der heilige Pfarrer von Ars hat die Angelegenheit wohl auf den Punkt gebracht, als er mehr als 100 Jahre vor der Demontage der heiligen Philomena den Ausspruch tat: „Es ist unsere Aufgabe, heilig zu werden, aber niemand darf darum wissen. Die heilige Philomena zeigt uns den Weg.“

Die heilige Philomena

Botschaft an uns

Von Wolfgang Stadler



Zeitgenossen oft fassungslos der Mund offen stehen blieb. Es ist hier nicht der Raum, um einen ausführlichen Überblick über ihren Werdegang als lokale, nationale und internationale Wundertäterin zu geben. Nur ganz wenige, notwendige Daten sollen angeführt werden.

Am 25. März 1802 wird in der Katakomben der Priscilla in Rom eine Begräbnisstätte mit einem gut erhaltenen Skelett gefunden, wobei die Symbole auf den Grabplatten (Pfeil, Palme) auf ein Märtyrergrab hinzuweisen scheinen. Sogar der Name der Toten schien sich nach längerem Forschen als „Filumena“ herauszustellen. Auch ein Glasfläschchen, das vielleicht Blut enthält, ist vorhanden. Alle Hinweise deuten nach damaligem Verständnis auf ein Märtyrergrab aus dem 3. oder 4. Jahrhundert. Sicher ist jedoch nur, daß es

breitet sich immer mehr aus; bereits 1826 erlaubt die Ritenkongregation in Rom, Messen zu Ehren der hl. Philomena zu feiern. Und immer wieder geschehen Heilungen, Bekehrungen, unerklärliche Ereignisse. 1833 erhält die Nonne Maria Luisa in einer angeblichen Vision (der das kirchliche Imprimatur verliehen wird) Aufschluß über ihren Lebensweg und Tod.

Ein weiterer, wichtiger Glanzpunkt in Philomenas „Karriere“ ist die spontane Heilung einer todkranken französischen Dame, Pauline Jaricot. Sie war die Gründerin eines „Werkes der Glaubensverbreitung“ und eines „Herz-Jesu-Sühnewerkes“, sozial äußerst für die Ärmsten der Armen ihrer Heimat engagiert und von dieser Aufgabe förmlich verzehrt. (Nebenbei bemerkt: Ihr Seligsprechungsprozeß wurde eingeleitet).

Mission auf dem harten Boden des heutigen Böhmen

Unterwegs im Kapellenwagen

Von Wolfgang Sutter

Pater Voitech, seit rund 10 Jahren Priester und seit fünf Jahren nicht mehr im Untergrund, sondern Ökonom der Dominikaner in Prag, ist ein „eiliger Pater“. Er hat sich die Begeisterung und Ausdauer erhalten und deshalb hat er lieber zu viel als zu wenig um die Ohren: die Finanzen der tschechisch-slowakischen Dominikanerprovinz, den Wirtschaftsrat der Erzdiözese Prag, zwei Pfarreien, davon eine in der Industrievorstadt Smichov und eine im Wald – und schließlich den Kapellenwagen...

Heute rechnet man in der Diözese Prag nur noch mit zwei Prozent der Bevölkerung, die das Angebot der katholischen Kirche annehmen. In anderen böhmischen Diözesen dürften die Zahlen noch geringer sein. In der Hauptstadt Prag konzentrieren sich natürlicherweise die aktiven Christen. Um die Metropole aber hat sich ein nicht-christlicher Gürtel gebildet.

In den Dörfern lebt nur noch ein pragmatischer Mittelstand, nachdem die Armen und die Neureichen in die Industriestädte abgewandert sind. Die verbliebenen Bewohner sind von einem ideologisch neutralen Selbstvertrauen geprägt.

Ebenfalls entchristlicht sind weite Teile Böhmens, in denen nach der Vertreibung der Sudetendeutschen eine gemischte Bevölkerung angesiedelt wurde, aus der unter kommunistischer Kontrolle niemals funktionierende Gemeinden wachsen konnten. Hübsche kleine Kirchen, meist mit Zwiebeltürmen, schmücken die Dörfer oder stehen vereinzelt auf den sanften Hügeln der böhmischen Landschaft, aber sie sind verwaist.

Schließlich gibt es noch einige Gebiete mit einer konstanten und traditionell katholischen Bevölkerung in Westböhmen... Dort, wie auch in Mähren, ist die Bevölkerung mehrheitlich ka-



Der Kapellenwagen lockt vor allem die Kinder an

tholisch, allerdings in einem schlichten und passiven Sinn, so daß auch dort das Erneuern der Gemeindegemeinschaft dringend erforderlich ist. Denn von einem christlichen Leben kann nicht die Rede sein, wenn sich die Funktion des Pfarrers darauf beschränkt, daß er gegen materielle Leistungen die üblichen Sakramente spendet, zur Taufe, Hochzeit und zum Begräbnis gerufen und im übrigen von ihm erwartet wird, daß er die Menschen in Ruhe läßt.

„Als wir einmal eine Schule in Mähren besuchten“, erzählt Pater Voitech, „wollten die Schüler gar nichts vom Christentum hören, sie wußten schon alles von ihrem Pfarrer“. Dann aber habe er sich dumm gestellt, als wüßte er nichts von Gott, und sie aufgefordert, ihn aufzuklären.

„Regelrecht wütend wurden sie, den katholischen Glauben könne man doch nicht begründen und verteidigen, es sei doch vielmehr alles so, wie man ihnen als Kindern zu Hause und sonntags in der Kirche gesagt habe und damit

basta.“

Daraus ergeben sich heute drei verschiedene Aufgaben der Evangelisierung in Böhmen:

- Erneuerung des katholischen Gemeindelebens, wo solche Gemeinden existieren.
- Sammeln der verstreuten Katholiken in der tschechischen Diaspora.
- Mission unter den Menschen, denen das Christentum völlig fremd ist.

Katalysator dieser Aktivitäten und Symbol der neuen Flexibilität und Aktivität der katholischen Kirche ist der Kapellenwagen. Dieser „Missionsbus“, wie ihn Pater Voitech gerne nennt, wurde 1991 von Kirche in Not/Ostpriesterhilfe gestiftet und ist seitdem unter seiner Leitung im Einsatz.

Vom zentralen Standort in Prag fährt der Bus in ein Dorf, stellt sich mit Genehmigung des Bürgermeisters auf einen zentralen Platz und öffnet die Tore für jedermann, der vorbeikommt.

Vor allem nachmittags, wenn die Kinder schulfrei haben, läuft auf dem nach außen sichtbaren

Monitor ein Videofilm und lockt Neugierige an. In einer kleinen Bibliothek kann man schmökern und blättern. Zwei Mitarbeiter, meistens freiwillige Seminaristen des Dominikanerordens, geben zu jeder Frage gerne Auskunft.

In manchen Dörfern kommen die Kinder, um irgend etwas kostenlos mitgehen zu lassen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß sie verschwinden und nicht wiederkommen, wenn man ihnen Kinderbibeln oder Heiligenbildchen gratis in die Hand drückt.

Deshalb animieren die „Missionare“ die Kinder zum Spielen und zu Unterhaltungen. Zettel mit Quizfragen, Blätter zum Ausmalen, Buntstifte und Papier stehen immer zur Verfügung. Wenn die kleine Gruppe etwas geleistet hat, bleibt der Lohn nicht aus.

Gegen Abend bringen die Kinder die Mütter oder Väter mit. Die Erwachsenen sind neugierig oder auch besorgt, wer sich mit ihren Kindern abgibt. Später wird die Diskussion vielleicht im Wirtshaus fortgesetzt. Dort sitzen die Männer in Arbeitsanzügen, auch sonntags, stolz und zufrieden.

Den katholischen Missionaren begegnen sie zurückhaltend. Den Pfarrer, der sonntags aus der Nachbarschaft kommt, kennen sie nicht, möchten ihn auch nicht kennenlernen. Von Evangelisationseiferern, die durch das Dorf ziehen und fremdländische Lieder zur Gitarre singen, haben sie die Nase voll, auch von Zeugen Jehovas und anderen Sekten, die von Haus zu Haus „die Klinken putzen“.

„Wir müssen einfach zur Verfügung stehen, ohne im geringsten offensiv zu sein, sonst verderben wir uns alles, vor allem in den entchristlichen Gemein-

Ihren Pfarrer kennen die Männer nicht

den.“ So die Maxime einer leisen Evangelisierung.

Zum Beispiel Kublov, ein idyllisches Dorf mit ordentlichen Höfen, blühenden Gärten, ein staatlicher und zwei private Einkaufsläden, ein Wirtshaus. Die Menschen leben nur noch zur Hälfte von der Landwirtschaft, die meisten arbeiten in den Fabriken der Kreisstadt.

Die Kinder werden von den Müttern an der Hand zum Kindergarten oder zur Schule gebracht und mittags abgeholt. Eile scheint niemand zu haben, aber es bleiben doch selten einmal Leute zu einem Schwatz auf der Straße stehen. Der Kapellenwagen neben dem Rathaus wird aus den Augenwinkeln beobachtet. Am späten Nachmittag fahren zwei Schulmädchen mit ihren Fahrrädern große Kurven vor dem Bus. Die Neugierde siegt über die Scheu. Sie lassen sich von Bruder Michael ansprechen. Man unterhält sich über die

Schule, eines der Mädchen fürchtet sich vor einer Hüftoperation, in die Busbibliothek wollen sie nicht gehen. Dann müssen sie nach Hause zum Abendessen.

„In meiner Pfarre in Prag kommen von 50.000 Einwohnern sonntags 200 zur Kirche. Das sind 0,4 Prozent. Aus diesem Dorf mit hundert Einwohnern kamen zwei Kinder – was kann man mehr erwarten?“

Kommentiert Pater Voitech die Erfolge dieses Tages.

Volksmission heißt hier, probeweise die Kirche präsent machen, wo es keine Kirche und keinen Pfarrer gibt. Es kann auch bedeuten, einem neuen Pfarrer zu helfen, sich einzuführen, oder mit den Menschen einen neuen Anfang zu wagen. Wiederholt wird die Crew des Kapellenwagens auch eingeladen, und dann

bekommt ihre Arbeitin katholischen Gebieten das Gesicht der traditionellen Volksmission.

Sehr viel mehr Bereitschaft finden die Kapellenwagenmissionare in den Schulen. Die Dominikaner haben vom zuständigen Ministerium die Erlaubnis bekommen, zum Religionsunterricht an den Schulen beizutragen. Viele heutige Religionslehrer haben in früheren Zeiten marxistische Gesellschaftslehre unterrichtet und fühlen sich selbst überfordert, irgendeine Auskunft über Religionen zu geben. Im Schnellkurs lesen sie sich ein paar Informationen über den Islam, die Kirchengeschichte, Ethik und ähnliche Themen an und füttern die Schüler damit. Vermittlung von Faktenwissen ist noch das Beste, was dabei herauskommt.

Die Mitarbeiter der Kapellen-

wagenmission, oft unterstützt von Dominikanerinnen, die in Mähren eine Schule unterhalten, bieten deshalb oft zum ersten Mal eine ernstzunehmende Katechese.

Doch mit einzelnen Unterrichtsstunden ist es nicht getan. Auf dem Schulhof steht der Kapellenwagen, groß, auffällig, interessant. Am Nachmittag kommen die Schüler, die in der Nähe wohnen, zurück zum Bus. Videofilme werden gezeigt, in der Bibliothek darf man sich umsehen. Aber vor allem Bereitschaft zum Gespräch und zum Zuhören finden sie hier.

Sobald man sich ein wenig kennengelernt hat, kommen auch noch die Freunde und Freundinnen dazu, gelegentlich auch die Eltern. Auch hier ist der Kapellenwagen ein mobiles Zentrum der Kirche, ein Zeichen, das unerwartet auftaucht und lange im Gedächtnis bleibt, auch wenn der Bus mit seiner

0,4 Prozent kommen sonntags in die Kirche

Es gibt einen riesigen Markt für Teenager-Magazine, der eng verquickt ist mit der Popkultur und der Modeindustrie, die beide die Ausgabefreudigkeit einer Altersgruppe, die sich weder über Kreditrückzahlungen noch über Stromrechnungen den Kopf zerbrechen muß, anvisieren. Kaum verwunderlich also, daß solche Magazine einen wichtigen Teil der Jugend-Subkultur ausmachen.

Die meisten Eltern sehen es gern, wenn ihre Kinder lesen – und wünschen sich, daß sie Spaß haben, neue Interessen entdecken, ihren eigenen Geschmack und ihre Persönlichkeit entwickeln. Daher werden die meisten Eltern froh sein, wenn sie ein oder zwei Zeitschriften für Teenager abonnieren.

Sie sollten sich allerdings genau anschauen, was da so angeboten wird. Die Zeitschrift, die ich vor mir liegen habe, ist ein typisches Beispiel. Sie wendet sich an Teenager im Alter von 12 bis 14 (daher wird sie auch von neun- bis zehnjährigen Mädchen gelesen) und ist geprägt von Geschmacklosigkeit, Ordinärheit und sexueller Anzüglichkeit. Diese Zeitschrift ist keine Ausnahme, was ihre Widerlichkeit angeht.

Ungewöhnlich ist sie nur in-

sofern, als sie gar nicht vorgibt, sich an ältere Jugendliche oder Twens zu wenden. Damit geht die Zeitschrift neue Wege. So wird jetzt schon auf Mädchen, die kaum noch der Kindheit entwachsen sind, sexueller Druck ausgeübt.

Gewalt ist auch ein wichtiger Bestandteil der Illustration vieler solcher Magazine, vor allem wo für Rock-Musik geworben wird. Moden, die den derzeitigen Trend zur Anspielung auf Sado-Masochismus reflektieren, zusammen mit Zubehör, das verschwommene Hinweise



auf satanische Symbole trägt – das sind die derzeitigen Trends für die Jünger der Popkultur.

Auf den Seiten, die den Jugendproblemen gewidmet sind, wird immer davon ausgegan-

gen, daß, sexuell aktiv zu sein, die Norm ist. Deutlich wird auf die Verwendung von Verhütungsmitteln hingewiesen und Kliniken werden angeführt, bei denen Information über Abtreibung zu haben ist.

Man darf da einfach nicht naiv sein. Wir leben nicht mehr in den fünfziger Jahren, in einer Welt, in der sich schüchterne Freundschaften bei Wanderungen an Sonntagnachmittagen ergeben haben. Wir müssen Realisten sein und verantwortlich handeln: warnen, schützen, infragestellen und – wenn nötig – Autorität ausüben in einer den jungen Leuten gegenüber gerechten und fairen Art.

Sie sind einem enormen Druck ausgesetzt und brauchen daher Anleitung und Unterstützung bei ihrer Entdeckung dessen, was es heißt, nach echten Werten zu leben.

Neben diesen innerfamiliären Aufgaben wäre es wohl angebracht, auch im Umfeld zu wirken. Warum nicht an einige Inserenten schreiben? Man könnte sie darauf aufmerksam machen, welches widerliche Produkt sie da unterstützen, und man könnte anregen, daß sie ihre Entscheidung im Lichte der schlimmen Zahlen über die Häufigkeit von Geschlechtskrankheiten, Selbstmorden und kriminellen Handlungen bei Jugendlichen überdenken.

Wir empfehlen unseren Lesern den Bezug der Jugendzeitschrift „You!“
 Bezugsadresse: A-2041 Maria Roggendorf 18
 Tel: 02953-2465

Beachten Sie, was Ihre Kinder lesen

Von Joanna Bogle

Zeugnis eines ehemaligen anglikanischen Pastors

Die eheliche Liebe war meine Hauptaufgabe

Von Ronald Walls

Soll ein Priester heiraten dürfen? Meiner Ansicht nach müßte die Frage lauten: Soll ein verheirateter Mann Priester werden dürfen?

Wir haben einfach viel zu lange dazu geneigt, den Zölibat als Mittel anzusehen, den Priester vor einer vergnüglichen, weltlichen Ablenkung zu bewahren. Hingegen sollten wir überlegen, ob er nicht ein Mittel ist, den verheirateten Mann freizuspielen für seine totale Hingabe an das Ehesakrament.

Der Anspruch auf vollständige Selbsthingabe bei beiden Sakramenten ruft ernste Probleme hervor, wenn ein und derselbe Mann den Versuch unternimmt, den Anforderungen beider Sakramente gleichzeitig zu entsprechen. Da spürt er, daß er versucht, zwei Herren zu dienen, oder auch zwei Frauen grenzenlose Liebe zu schenken.

Im Juli 1941 habe ich in Edinburgh geheiratet und im April 1946 wurde ich ordiniert in die „Church of Scotland“. Bei dieser Feier sprach ich von der Ordination als einer Form von „Eheschließung“ zwischen dem Priester und seiner Gemeinde. Ich habe damals kaum die Konsequenzen meiner Worte begriffen.

Schon kurz danach entspann sich eine Rivalität zwischen meinen beruflichen, pastoralen und meinem persönlichen Eheleben. Die Belastung war viel größer als jene, an der viele leiden, wenn Arbeitsüberlastung Probleme für ihr Ehe- und Familienleben bringt. Da war vielmehr ein Konflikt der Gefühle, ja ein geistig-seelischer Konflikt. Ich machte wohl jene Erfahrung, die der heilige Paulus im ersten Korintherbrief mit „in zwei Richtungen gezogen“ (7,34) beschrieben hat.

Die „Church of Scotland“ betrachtet den ordinierten Dienst nicht als Sakrament. Dennoch

sehen viele Leute, vor allem jene in althergebrachten Pfarren, instinktiv ihren Pastor als jemanden an, der sakramental in einer persönlichen Beziehung zu ihnen steht – ähnlich wie es Katholiken bei ihren Priestern tun. Bedingt vor allem durch die ausgezeichneten Vorlesungen in Kirchengeschichte am New College in Edinburgh hatte ich von Anfang an eine Neigung zum katholischen Glauben und zu seiner Praxis. Das äußerte sich auch in der Art, wie ich meinen Dienst versah. Da versuchte ich, die Rolle eines katholischen Priesters auszufüllen – was nicht funktionierte.

Das war aber nicht mein einziges Problem. Ich fand in der „Church of Scotland“ nicht jene Einheit und echte Autorität, von der ich überzeugt war, daß sie die Kirche besitzen müsse.

Am 23. Dezember 1948 wurden meine Frau, meine drei Söhne und ich in die Katholische Kirche aufgenommen....

Während der darauf folgenden Jahre unseres Ehelebens wuchs das Bewußtsein, daß die Ehe nicht nur eine Vorkehrung der

Natur ist, um den Fortbestand der Art zu sichern, ja nicht einmal nur eine angenehme Form der Kameradschaft. All das ist sie auch, aber so überhöht, daß sie zu einer Form der Anbetung wird.

Die Partner verehren die Ikone Gottes, die einer im anderen sieht. Alles, was ihr Leben ausmacht, trägt zur Vertiefung ihrer Einheit bei. Diese ist ein Widerschein jener Einheit, die wir die seligmachende Anschauung nennen.

Wegen dieser Erhabenheit muß diese Einheit von anderen Zuwendungen oder Loyalitäten, die sie bedrohen könnten, freigehalten werden.

Ich bin davon überzeugt, daß die Bindung durch das Priestertum eine solche Gefährdung darstellt.

1973 hat der nationale Priesterrat von England und Wales die Empfehlung abgegeben, daß konvertierte Geistliche berechtigt wären, katholische Priester zu werden. Man hat mich gefragt, ob ich mich da um 25 Jahre Dienst als Priester betrogen fühle. Worauf ich zur Antwort

gab, daß ich nie auch nur den geringsten Wunsch verspürt hätte, Priester zu sein.

Dann begannen sich die Dinge auf geheimnisvolle Art zu entwickeln. Ich erinnere mich, daß ich 1974 den Eindruck hatte, unsere Ehe habe einen wundervollen Höhepunkt der Erfüllung erreicht. War es in diesem Leben überhaupt möglich, einander noch näher zu kommen?

Im Mai 1974, verlor ich im Gefolge eines schlimmen Verkehrsunfalles meine Frau. Drei Monate lag ich zur Genesung im Spital. Da habe ich alles gut überdacht.

Mir kam nicht sofort der Gedanke, Priester zu werden. Dann aber wurde mir klar: Jede Art von Tätigkeit, mit Ausnahme der des Priesters, hätte ich besser mit meiner Frau neben mir gemacht. Priester war das einzige, von dem ich spürte, daß ich es nicht sein konnte, solange die eheliche Liebe meine Hauptaufgabe war – wie dies bei jedem Ehemann der Fall sein sollte.

Der Autor ist Priester der Diözese Aberdeen, sein Beitrag ein Auszug aus „Catholic Family“ 3/95

Man sagt, die Indios seien lethargisch. Man könnte auch sagen, sie sind geduldiger und gelassener als wir. Es fehlt, so scheint es, der aufbegehrende, aufstampfende Zorn, den wir in Europa, zumindest in der deutschsprachigen Intellektuellenwelt ständig antreffen. Es sei ein Phänomen der Industriegesellschaft, so meint ein befreundeter Arzt, der uns bei Sozialeinsätzen in Mittelamerika begleitete: Was ich mir in den Kopf gesetzt habe, das muß doch gehen! Fast habe ich ein Recht darauf. Die Wut im Bauch ist Antrieb für vieles, verschafft große Energien und ist deshalb gar nicht zu ver-

Die Indianer : Von der Erbsünde nur gestreift

achten. Zornige finden sogar manchmal gute Lösungen in ihrem Eifer. Aber diese Ungeduld mit allem und jedem!

Als ich nach einem Monat unter guatemalteckischen Hochland-Indianern im heurigen Sommer unsere Zeitungen voller Kirchenpolitik, voller Stellungnahmen und Proteste, Kommentare und Umfrageergebnisse vorfand, verstand ich noch besser, was mein ärztlicher Freund gemeint hatte. Der Zorn „in“ der Kirche auf die Kirche. Das Lehramt stört. Es

setzt andere Maßstäbe als jene, die man durchsetzen wollte. Es fehlt die Gelassenheit.

Die Ungeduld, der Zorn als Ausdrucksweise des Stolzes, haben einen totalitären Zug. Auf gesellschaftlicher Ebene führten sie in diesem Jahrhundert zu mechanistischen Ansätzen: Das muß doch klappen!

Wenn nicht freiwillig, dann eben anders: In der Technik, Wirtschaft, und dann – für alle sichtbar – in der Politik. Zorn auf die Vermögenden,

Vor drei Jahren hatte ich Pater Emiliano Tardif, den kanadischen Missionspriester, der das Charisma der Heilung bekommen hatte, nachdem er selbst 1973 auf wunderbare Weise von einer Lungentuberkulose geheilt worden war, in Linz gesehen. Der Dom war damals gesteckt voll gewesen. Doch wieviele Menschen diesmal in Paray le Monial zusammengekommen waren – das übertraf um vieles meine Erwartungen: 15.000 bis 20.000 Kranke und Gesunde. Viele erhofften sich wohl eine wunderbare Heilung von irgendeiner Erkrankung oder Behinderung; für sich selbst, für ein krankes Kind, für Verwandte oder Freunde.

Doch P. Tardif geht es – bevor das Heilungsgebet beginnt – darum, zu den Menschen von Jesus und Seiner Kirche zu sprechen. Denn wenn Pater Tardif auftritt, so tut er stets zweierlei: Er spricht über Gott und er spricht mit Gott. In einer ruhigen, klaren, leicht verständlichen Sprache ohne Pathos spricht er über die Kirche, die Sakramente, die Anbetung des Allerheiligsten... Erst bei seinen Ausführungen über, wie er sagt: „eine der schädlichsten und gefährlichsten Doktrinen der heutigen Zeit,“ nämlich die New-Age-Bewegung, wird seine Stimme eindringlicher, warnender. Man merkt: Das ist ihm ein großes Anliegen. Am Nachmittag findet das Heilungsgebet statt, vor

auf die Glaubenden, auf die Juden..., in Wirklichkeit Zorn über die Unvollkommenheit des Menschen und der Welt.

Politisch gibt es darauf keine erschöpfende Antwort. Für uns Christen ist es das Bewußtsein unserer Gotteskindschaft. Nicht mit Rührseligkeit, die Hände im Schoß, sondern mit Kühnheit derer, die wissen: „Denen, die den Willen Gottes lieben, ist alles zum Guten.“

„Sei Kind“, sagte der in Lateinamerika populäre selige Josémaría Escrivá, „noch mehr Kind. – Aber komme mir nicht in die ‚Pubertätsjahre‘: Kannst du dir etwas Lächerlicheres vorstellen, als



dem ausgesetzten Allerheiligsten. Jetzt spricht P. Tardif mit Gott. Er beginnt: „Jesus wir bitten Dich, hab’ Mitleid mit uns. Offenbare Deine Herrlichkeit unter uns. Geh durch die Reihen dieser großen Gemeinschaft hier und lege Deine Hand auf jeden einzelnen, auf jeden der Kranken hier. Auf jeden, der ein körperli-

einen Jüngling, der den Mann spielen will, oder einen Mann mit kindischem Gehabe? Vor Gott ein Kind. Und deshalb durch und durch Mann in allem übrigen...“

Während unseres Aufenthaltes unter Indianern habe ich oft an diese Sätze denken müssen. Die dieser Haltung entsprechende ruhige Freude, Gelassenheit und Geduld haben wir bei den Männern und (mehr noch) bei Frauen gefunden, die „keinen Grund hatten“, zufrieden zu sein. Vielleicht war es das, was einen von uns sagen liebt: „Die Erbsünde hat diese Menschen hier nur gestreift!“

Martin Kugler

Heilungsgebet in Paray-le-Monial

Taube hören, Lahme gehen

Von Alexa Gaspari

ches Leiden hat, aber auch auf die, die krank oder verletzt in ihrem Herzen sind. Heile die Wunden ihrer Erinnerungen, damit kein Erlebnis aus der Vergangenheit in ihrem Leben Traurigkeit, Verzweiflung oder Angst aufrecht erhält. Jesus, Du guter Hirte, heile auch jene, die in ihrer Seele leiden, weil sie gesündigt haben. Hilf ihnen in dem Du ihnen wahre Reue und

Dein Verzeihen schenkst...“

Er bittet auch für die, die heute nicht geheilt werden, mit denen Gott andere Pläne hat, damit sie genug Kraft bekommen, sich nie entmutigen zu lassen und ihr Leid mit dem Leid Christi am Kreuz zu vereinen, um so am Erlösungswerk teilhaben zu können.

Nach diesem Heilungsgebet empfängt der Pater „Worte der Erkenntnis“: Mindestens sieben Anwesende, die mit Krücken oder Rollstühlen hergekommen sind, könnten nun ohne Hilfe gehen, erklärt Tardif. Für ihn gibt es da keinen Zweifel. Er bittet die Betroffenen vor allen Anwesenden von ihrer Heilung Zeugnis abzulegen, Zeugnis dafür, daß Jesus unter uns anwesend ist und Menschen heilt.

Es dauert eine Weile bis den Menschen, die eben geheilt wurden, ihre Heilung bewußt wird. Geduldig wartet Tardif, bis sie sich melden. Zögernd kommen sie der Reihe nach zum Altar. Es ist kaum zu glauben, was wir da zu hören bekommen: Eine konnte noch nie ohne Krücken gehen

– und plötzlich kann sie es. Ein von Geburt an rechtsseitig gelähmter Mann, macht nun seine ersten Schritte.

Ein anderer bezeugt, er habe im Gefolge eines Unfalles nicht mehr ohne Krücken gehen können und ständig Schmerzen gehabt. Nächste Woche wäre die Hüftoperation fällig gewesen. Nun ist er schmerz- und beschwerdefrei!

Ich schaue mich unter den Anwesenden um: Keine Hysterie oder Unruhe, nur Freude, Freude mit den Geheilten. Es wird viel applaudiert. Hinten spielen Kinder, laufen durch die Reihen. Es stört niemanden.

Im Laufe der nächsten Stunden gibt es noch für viele Heilung von den unterschiedlichsten Krankheiten: Taube und Schwerhörige hören wieder, Gelenke werden plötzlich wieder gut. Die Geheilten werden von einem Team, das auch Ärzte umfaßt, befragt. Dann erst sprechen sie öffentlich. An ihnen zeige sich die Herrlichkeit Gottes und Seine Anwesenheit unter uns, bekräftigt Pater Tardif.

Wer aber wird körperlich geheilt? Das hängt nicht von schuldig oder unschuldig, nicht von verdient oder unverdient ab. Jesus heilt nicht nach den Verdiensten des einzelnen. Warum

Ein von Geburt an Gelähmter konnte gehen

Er gerade diese oder diesen aber nicht jene heilt...?

Darauf angesprochen, versprach P. Tardif den Anwesenden, es werde die erste Frage sein, die er nach seinem Tod Gott stellen wird.

Als der Pater schließlich mit dem Allerheiligsten durch die Reihen geht, kann jeder spüren: Jesus ist anwesend. Er lebt. Er heilt den einen und den anderen sichtbar, viele von uns weniger sichtbar. Da ist kaum einer, der unberührt bleibt – im wahrsten Sinne des Wortes. Wir alle sind in Ihm, bei Ihm, geborgen.

Über einige Fronten auf der Pekinger Frauenkonferenz

Es geht auch um das Menschenbild

Von Christof Gaspari

Wie jeder großen UNO-Konferenz gingen auch der Frauen-Konferenz in Peking eine Reihe von vorbereitenden Treffen voraus. Ihr Ablauf ist ein Hinweis auf das Klima, das bei der Konferenz (sie beginnt nach Redaktionsschluss) herrschen dürfte. Das letzte Treffen fand im März in New York statt. Neben Ländervertretern wirkten daran auch Delegierte nichtstaatlicher Organisationen (NGOs) mit. Sie erarbeiteten einen 70 Seiten langen Entwurf für ein auf der Pekinger Konferenz zu beschließendes Dokument.

Von Anfang an stand dieses Treffen im Zeichen gegensätzlicher Positionen. Daher mußte mehr als ein Drittel des Textes in Klammern gesetzt werden, Zeichen dafür, daß kein Einvernehmen über Formulierungen hergestellt worden war. Am besten läßt sich die Auseinandersetzung am Beispiel des Streits um das Wort „Gender“ kennzeichnen. Worum geht es da?

Das englische Wort „Gender“ kann im Deutschen mit „Geschlecht“ übersetzt werden. Welches Problem kann es mit der Verwendung dieses gebräuchlichen Wortes geben? Traditionellerweise versteht man darunter die Tatsache, daß Lebewesen in zwei Ausprägungsformen existieren, eben männlich oder weiblich sind, und daß dieses Faktum naturgegeben ist. Genau diese Selbstverständlichkeit versucht der Begriff „Gender“ durch Unschärfe zu unterwandern, um durch die Hintertür ein feministisches Konzept der Mann-Frau-Beziehung weltweit zu verankern.

Was das bedeutet? Einen Hinweis gibt unter anderem ein Dokument, das auf einer Regional-Konferenz zur Vorbereitung des Peking-Papiers in Mar del Plata (Argentinien) beschlossen wurde. Darin heißt es: „... Es gibt weder von Natur aus den Mann

noch die Frau, keine Merkmalskonstellation oder Verhaltensweise, die nur einem Geschlecht zugeschrieben werden könnte...“

Und: „Weil es kein weibliches und männliches Wesen gibt, können wir die vermeintliche „Überlegenheit“ des einen Geschlechtes über das andere verwerfen und so weit wie möglich infragestellen, ob es so etwas wie eine „natürliche“ Form menschlicher Sexualität überhaupt gibt.“

Und schließlich: „Psychoanalytische Überlegungen, wie sie in bestimmten Kreisen vorangetrieben wurden, haben zur schrittweisen Anerkennung der Homosexualität als gleichwertige Option zur psychologisch bestimmten Heterosexualität geführt. Anders ausgedrückt: Heterosexualität ist das Ergebnis eines psychologischen Prozesses – sie ist nicht 'natürlich.'“

**Es gibt kein weibliches,
kein männliches Wesen**

Das Geschlecht ist die Grundlage des Patriarchats. Alles in allem könnten Männer keine männlichen Privilegien haben, wenn es keine Männer gäbe. Und Frauen könnte man nicht unterdrücken, wenn es nicht so etwas wie „die Frauen“ gäbe. Das Geschlecht abzuschaffen, ist der Schlüssel zur Beseitigung des Patriarchats, zur Abschaffung der Ungerechtigkeiten, die im Namen der Geschlechtsunterschiede begangen werden.“

Aus: „Gender Outlaw“ p. 115 zitiert in „Gender: The Deconstruction of Women“

„Das Endziel der feministischen Revolution ... muß nicht nur die Beseitigung der männlichen Vorrechte, sondern die Abschaffung des Geschlechtsunterschiedes sein: Unter-

Mann und Frau: abschaffen!

schiedliche Geschlechtsorgane sollten kulturell keine Bedeutung mehr haben. Das Kernproblem bei der Unterdrückung der Frau ist ihrer Rolle, Kinder zu bekommen und aufzuziehen.“

Shulamith Firestone: „The Dialectic of Sex“, New York 1970

„Die Familie gibt uns den ersten Unterricht in der Klassenideologie... Sie baut auf einer bestimmten Beziehung zwischen Männern und Frauen auf, die die Sexualität, insbesondere jene der Frauen, unterdrückt.“

Und: „Die Schwulen-Lesben-Kultur kann als subversive Kraft, die die Vorherrschaft des

Konzeptes von Familie infragegestellt, angesehen werden... Damit die Subversivität der Schwulen-Kultur wirksam genutzt werden kann, müssen wir imstande sein. Alternativen für die menschlichen Beziehungen anzubieten...“

Christine Riddiough: „Socialism, Feminism, and Gay/Lesbian Liberation“, Boston 1981

„Keine Frau sollte das Recht haben, zu Hause zu bleiben, um ihre Kinder aufzuziehen. Die Gesellschaft sollte ganz anders sein. Frauen sollten nicht wählen können, eben weil zu viele von ihnen – wenn es diese Wahlmöglichkeit gibt – für die Kinder entscheiden würden.“

Simone de Beauvoir (Interview mit Betty Friedan zitiert in Christina Hoff Sommer „Who Stole Feminism?“ New York 1994)

Ein beachtlicher Werte-Mix, der jenen bekannt vorkommt, die sich an die Weltbevölkerungskonferenz in Kairo erinnern. Damals sollte die Einführung von Sexual- und Reproduktionsrechten für die weltweite Verbreitung der Abtreibung und neuer sexueller Umgangsformen den Weg bereiten.

In Peking geht es also nicht nur um das Bemühen, die weltweit in vielen Facetten bestehenden Benachteiligungen von Frauen zu beseitigen oder zumindest zu mildern. Es geht vor allem auch um die Frage, welcher Stellenwert, dem Mann- und Frausein in Zukunft zukommen soll.

Es geht also um beinharte Fragen der Weltanschauung. Wie hart da die radikal-feministische Position ist, zeigten die Auseinandersetzungen im Vorfeld der Peking-Konferenz, als es darum ging, sich auf eine Definition des erwähnten Wortes „Gender“ zu einigen.

Ein erster Versuch, der eigentlich etwas Selbstverständliches ausdrückt: „Das Wort 'Geschlecht' („Gender“) bezeichnet in diesem Dokument männlich und weiblich, die beiden Geschlechter („sexes“) des Menschen“, wurde von Deutschland, Kanada und den USA abgelehnt. Auch der Zusatz: „... die Rollen von Frauen und Männern in der Gesellschaft sind nicht notwendigerweise an das Geschlecht gebunden,“ war nicht ausreichend, um Einvernehmen herzustellen.

Für den radikalen Feminismus geht es hier um eine zentrale Frage, um einen Angelpunkt der von ihm angestrebten Gesellschaftsveränderung. Die Anerkennung natürlicher, den Menschen orientierender Gegebenheiten steht dieser Veränderung im Wege.

Mittlerweile gibt es schon Dokumente internationaler Organisationen, die den feministischen Standpunkt sehr deutlich vertreten. So liest man im der Stellungnahme des Europarates für die

Die Entstehung des radikalen Feminismus

Wie ein erloschener Stern

Von Mary Ann Glendon

Konferenz in Peking: „Das Recht der freien Wahl in Fragen der Fortpflanzung und des Lebensstils wurde (von den Teilnehmern des Treffens) als grundlegend wichtig für die Frauen angesehen. In den Genuß von sexuellen und reproduktiven Rechten zu kommen, ist für Frauen eine Vorbedingung dafür, daß sie über echte Selbstbestimmung verfügen.“

Dazu muß man wissen, daß „freie Wahl in Fortpflanzungsfragen“ das Kodewort für Abtreibung ist und daß „freie Wahl des Lebensstils“ für Gleichwertigkeit von Homosexualität, Lesben und andere nicht-eheleiche Lebensformen steht. Das wird an einer anderen Stelle des Dokumentes deutlich, wo es heißt: „... das Sexualleben ist nicht nur an die Ehe gebunden. Das führt zu dem Recht, sich in Fragen der sexuellen Vorlieben und des Lebensstils anders zu verhalten – die Wahl, in der Familie oder allein zu leben, mit oder ohne Kindern. Die Reproduktionsrechte lesbischer Frauen sollten anerkannt werden.“ (Europarat, „Equality and Democracy: Utopia or Challenge?“, Feb 1995)

Ins Schußfeld gerät dabei selbstverständlich auch die Religion. Dies wird ebenfalls in dem vom Europarat für Peking beschlossenen Papier deutlich: „Die Entwicklung aller Arten von religiösem Fundamentalismus wurde als besondere Bedrohung dafür angesehen, daß Frauen in den Genuß der Ausübung ihrer Menschenrechte und zur vollen Teilnahme an den Entscheidungen auf allen Ebenen der Gesellschaft gelangen.“

Der radikale Feminismus: eine verständliche Folge von Unrecht, das Frauen zuteil wurde, aber auch ein Konzept, das unsere Gesellschaft auf Dauer zerstört.

Das Wort „Feminismus“ bezieht sich nach wie vor auf jenes in den 70er Jahren bekanntgewordene Phänomen, das sich durch seine negative Einstellung zur Familie auszeichnet, seine „Gesinnungstests“ hinsichtlich der Rechte der Homosexuellen und der Abtreibung und seine irritierende Mischung aus sexuellem Zorn und sexueller Aggressivität.

Dieses sonderbare Gebräu entstand aus einem schicksalhaften historischen Zusammentreffen: Verhütungsmittel wurden zu einem Zeitpunkt leicht verfügbar, als viele Frauen jenen grausamen Effekt zu spüren begannen, den die Bevölkerungswissenschaftler „Eheknappheit“ nennen. Der Ausdruck bezeichnet die Knappheit von Geschlechtspartnern in der üblichen Alterskohorte für Frauen, die in den ersten Jahren des „Babybooms“ geboren wurden.

Weil es damals noch üblich war, daß Frauen Männer heirateten, die ein oder zwei Jahre älter waren als sie selbst, hatte diese beträchtliche Erhöhung der Geburtenraten nach dem Krieg zur Folge, daß die De-

mographie zum Schicksal für tausende nichtsahnender Mädchen werden sollte, die auf ein häusliches Leben vorbereitet wurden.

Es kam zu einem Domino-Effekt, als Mädchen, die in den 60er Jahren erwachsen wurden, ihre Suche nach Liebe ausdehnten und Frauen der Generation von Betty Friedan und Bella Abzug mit ansehen mußten, wie ihre Männer der unerwarteten Veränderung auf der Angebotsseite des Sex- und Heiratsmarktes erlagen.

Kein Wunder, daß die Feministinnen der 70er Jahre ihre Wut an den Männern ausließen und dennoch viel Geld für

Kosmetik ausgaben; kein Wunder, daß sie Verachtung für die Ehe vorgaben und auf Gleichheit im Arbeitsleben und in der Politik bestanden; kein Wunder, daß sie gemeinsame Sache mit den Fürsprechern alternativer Lebensformen machten.

Und kein Wunder, daß die Frauen von heute vorangekommen sind. Sie haben die Erfolge der vorangegangenen Generation gemerzt, sich deren Extremismus, Zorn und Promiskuität aber nicht zu eigen gemacht.

Anders als sein Vorgänger ist der heute entstehende Feminismus ein Abbild der tatsächlichen Bedürfnisse und Wünsche eines breiten Spektrums der Frauen.

Aber genauso wie die Strahlen eines erloschenen Sterns noch immer auf entfernte Planeten scheinen, so glüht der Feminismus der siebziger Jahre bis heute nach. Er findet sich zum Beispiel in dem Entwurf für das Aktionsprogramm für die kommende Pekinger Frauenkonferenz wieder. Für die glühenden Anhänger des traditionellen Feminismus eröffnet die Konferenz die Chance, internationale Vorstellungen zu verankern, die außer in wenigen Ländern überall verworfen worden sind.

Der letzte verzweifelte Versuch, den radikalen westlichen Feminismus den Frauen überall in der Welt aufzuzwingen, wird von jenen Interessengruppen enthusiastisch begrüßt, denen die Belange der Frauen gerade nicht sehr am Herzen liegen. Hier tun sich besonders die Advokaten der Geburtenkontrolle hervor, die ihre Ziele auf billige Art und Weise zu erreichen suchen, indem sie arme Frauen zur Einnahme hormoneller Verhütungsmittel („Pille“) und zur Abtreibung zwingen, Unterstützung für arme Familien streichen...

Zum Beispiel reitet der merkwürdige Abschnitt über Gesundheit in dem Pekinger Dokument fast ausschließlich auf der Gesundheit der Fortpflanzung (reproductive health) herum, verschwendet aber kaum ein Wort über Ernährung, Hygiene und tropische Krankheiten. Die Botschaft aus Peking für die bedürftigen Massen in der Welt ist eindeutig. Am liebsten würden sie unter dem Erdsymbol der Vereinten Nationen den Gruß anbringen: „Besser, ihr wärt nicht da.“

Das Mindeste, was in Peking zu tun wäre, wäre, dem kulturellen Imperialismus zu entsagen, die Würde der Mutterschaft zu bekräftigen und anzuerkennen, daß das Schicksal von Männern, Frauen und Kindern, von Privilegierten und Armen unauflösbar miteinander verflochten ist.

Die Autorin ist Rechtsprofessorin an d. Harvard-Universität und Leiterin der Delegation des Vatikans bei der Frauenkonferenz in Peking

Viele von ihren Männern verlassene Frauen

Die Biologie ist eine Realität. Wenn man die tatsächlich bestehenden Unterschiede zwischen Männern und Frauen nicht bei der Planung berücksichtigt, so werden die Frauen darunter zu leiden haben.

Versucht man, so zu tun, als seien alle offenkundigen Unterschiede nur gesellschaftliche Erfindungen und daher änderbar und als könnte und sollte man Männer und Frauen gleichschalten, so macht man das Männliche zum Standard für die

Ein Schaden für die Frauen

Frauen. Während man nämlich die Arbeitswelt für die Frauen öffnen kann, besteht keine Möglichkeit, daß Männer gebären.

Ignoriert man die wirklichen Unterschiede zwischen den Geschlechtern in dem vergeblichen Versuch, eine geschlechts-klassenlose Gesellschaft zu schaffen, so entwertet man all das,

was den Frauen vorbehalten ist. Und die Frauen werden zur Konkurrenz mit den Männern in Bereichen gezwungen, für die diese besser ausgestattet sind.

Die „Gender“-Feministinnen sind entschlossen, alles Nötige zu tun, damit Männer und Frauen an allen gesellschaftlichen Aktivitäten statistisch gleich beteiligt sind. Ihr Ziel ist der Abbau der Gesellschaft und die Geschlechts-Klassen-Revolution.

Dale O'Leary

Auszug aus: „Gender: the Deconstruction of Women“

Die UNO: Wie einst der Völkerbund

In einem Interview (Die Presse v. 31.7.95) stellte Tadeusz Mazowiecki, UN-Sonderbericht-erstatte für Bosnien, fest:

Ich bin zurückgetreten, gerade weil die Menschenrechtsverletzungen in diesem Ausmaß weitergehen, und weil die UNO auf der Konferenz in London keine adäquaten Entscheidungen getroffen und die Schutzzone von Zepa nicht geschützt hat... Die Leute, die die Entscheidungen treffen, haben in den letzten drei Jahren einen „fait accompli“ nach dem anderen akzeptiert.

Man hat das, was an Kriegsverbrechen und Menschenrechtsverletzungen geschehen ist, in der Praxis akzeptiert... Die Problematik der Menschenrechte wird in dieser Situation von der Politik nicht wirklich ernst genommen. Der französische Präsident Chirac hat kürzlich von einer Wiederholung der Situation von München 1938 gesprochen.

Und man muß gerade hier an diesem Platz, vor diesem Haus (dem Genfer UN-Palast) die Frage stellen, ob die UNO sich nicht inzwischen ebenso verhält wie damals der Völkerbund...

... Der Fall von Zepa und Srebrenica ist nicht nur für Bosnien ein kritischer Moment. Die gesamte internationale Ordnung ist in Frage gestellt. Nicht nur die UNO, auch die Nato hat ohne Erfolg in Srebrenica reagiert. Ich komme aus Polen, einem Land, das bisher die Nato-Mitgliedschaft anstrebt. Für Polen ist mit dem Fall von Srebrenica ein Fragezeichen entstanden. Wenn die Nato nicht einmal diese Stadt schützen kann, verunsichert das.

Dieselbe Kritik aus muslimischen Kreisen:

Der Westen: total unglaubwürdig

Die Glaubwürdigkeit des Westens in Südostasien habe, auch unter Nicht-Muslimen, schweren Schaden genommen, das gelte nicht zuletzt für den Katalog der Menschenrechte, sagt (der Politologin Chandra) Muzaffar. „Wir haben ihnen (den Vereinten Nationen) schon seit ein paar Jahren mißtraut, seit dem



Fall von Srebrenica wissen wir Bescheid.“ (Malaysias) Premierminister Mahatir hat seine Bereitschaft zu Waffenlieferungen an Bosnien-Herzegowina ... erklärt. Vor allem ... verstoße das (Waffen-)Embargo, so Premierminister Mahatir, gegen die Charta der UN, die jedem Land das Recht auf Selbstverteidigung gibt. „Sie lassen es zu, daß die Bosnier von den Serben abgeschlachtet werden, ich habe noch nie solches Unrecht in dieser Welt gesehen. Das ist genauso, wie wenn die westlichen Länder mit den Serben zusammenarbeiten, um die Bosnier auszulöschen.“

FAZ v. 26.7.95

Denselben verheerenden Orientierungsverlust des Westens prangerte in einem Interview auch der litauische Ex-Präsident Vytautas Landsbergis im Zusammenhang mit dem Putsch in Rußland im Jahr 1991 an:

Der Westen ohne Konzept

... Der Westen wartete brav ab, um zu sehen, wohin sich der Wind drehen würde. Der Westen war im Grunde genommen bereit, einen Erfolg der Putschisten zu akzeptieren.

Frage: Waren sie von der Haltung des Westen bei den Jänner-Ereignissen enttäuscht?

Landsbergis: Enttäuscht ist nicht das richtige Wort. Wir haben das vollständige Fehlen von Solidarität als Tatsache, mit der man leben muß, hingenommen. Während unseres Kampfes im Untergrund nach dem Krieg hatten wir für die Werte des Westens gekämpft. Und dennoch hat uns dieser nicht einmal den kleinen Finger gereicht. Wir waren also daran gewöhnt...

Le Figaro v. 2.9.91

Der fehlenden Bereitschaft der

westlichen Gesellschaft nach außen für ihre Werte einzutreten, entspricht die Aushöhlung dieser Werte im Inneren:

Der sanfte Totalitarismus

Hinter den Kulissen unserer Wohlstandsgesellschaft mit ihrer ungezügelten Sucht nach Lust, Vergnügen und Genuß steht die sanfte Gewalt. Es ist dies die sanfte Brutalität, die sanfte Inhumanität. Dazu kommt die sanfte Lüge, Diskriminierung, Ächtung, Ausgrenzung und Verachtung des Menschen und dann die sanfte Tötung von Menschen. Es geschieht das alles steril hinter verschlossenen Türen und man hat zugleich medientechnisch in die Herzen der Menschen die Mentalität eingebrannt, als sei diese Tötung nichts anderes als ein „Zahn-Ziehen“... Kardinal John O'Connor hat im Kardinalkollegium zu Rom vor zwei Jahren etwa folgendes gesagt: „Was im Dritten Reich hinter Stacheldraht an Brutalitäten und Inhumanitäten geschehen ist, das geschehe heute im Mutter-schoß.“

P. Otto Maier SAC in „Christ und Zukunft“ 2/95

Fristenregelung für Deutschland

Das neue Abtreibungsgesetz in Deutschland zeigt, wie fortgeschritten der Werteverfall in unserer Gesellschaft ist. Der Wochenzeitung „Die Zeit“ (27/95) war die straffreie Kindestötung in den ersten drei Monaten immer noch zu wenig liberal:

(Sie) ist ein Kompromiß, der eng am Urteil des Bundesverfassungsgerichts von 1993 klebt, an einem Urteil also, das voller Widersprüche steckt und einen zum

Teil reaktionären Geist atmet. Die mündige Bürgerin, ein aufgeklärtes Frauenbild? Keine Rede davon. Also gehen wir mit einem Gesetz ins nächste Jahrtausend, das Frauen immer noch zu Wesen stempelt, die beraten, belehrt, bevormundet werden müssen. Ein erbärmliches Zeugnis für die Politik.

Fristenregelung? Na ja. Abtreibung ist in den ersten drei Monaten der Schwangerschaft strafrei. Aber sie ist rechtswidrig. Ein stigmatisierender Begriff mit der beabsichtigten Konsequenz, daß Schwangerschaftsabbrüche von den Krankenkassen nicht mehr bezahlt werden...

Jede Frau muß sich beraten lassen. Über das Ziel gab und gibt es schwere Kontroversen. Die Konservativen haben sich durchgesetzt. Wie die Karlsruher Richter, so postulieren auch die Politiker eine grundsätzliche Pflicht, die Schwangerschaft auszutragen. „Die Beratung dient dem Schutz des ungeborenen Lebens.“ Sie muß zum Kind ermutigen, ... soll aber auch „ergebnisoffen“ sein... Eine Bescheinigung, Voraussetzung für den straffreien Abbruch, darf nicht verweigert werden.“

Wie unmenschlich das Gesetz ist, zeigt der „Rheinische Merkur“ (26/95) auf:

Gewiß ist es zu begrüßen, wenn sich Union, SPD und FDP um eine Einigung bemühen und dabei festschreiben, daß etwa die Beratung das Ziel haben muß, die Frau zum Austragen des Kindes zu motivieren. Das klingt gut und hoffnungsvoll... Alles andere als gut hingegen ist die im Gesetzesentwurf vorgesehene Möglichkeit, behinderte Menschen bis zur Geburt straffrei zu töten. Von Zumutbarkeit ist in diesem Zusammenhang die Rede und von der Gefahr einer schwerwiegenden Beeinträchtigung des körperlichen oder seelischen Gesundheitszustandes der Schwangeren. Da gibt es eine „zumutbare Opfergrenze“, die überstiegen werden kann. Vom Kind, dem definitiven Opfer, und seinem körperlichen oder seelischen Gesundheitszustand spricht man auch an dieser Stelle nicht. Ungeborene haben eben keine Stimme – auch nicht bei der Bundestagswahl.

Zumindest hier wird der Kompromiß, zu dem das (politische) Leben immer wieder zwingt, mit dem Leben bezahlt. Vom „Einstieg in die Früheuthanasie“ sprechen die Lebensschützer, deren klares Ja zum Leben für sie nicht kompromißfähig war. Das Leben selbst kann für sie niemals zur Verhandlungsmasse werden. Die Logik will es so: Wo das klare Ja zur Kultur des Lebens fehlt, wächst das Ja zum Töten...

Sollten wir mit dem Kompromiß nicht leben, jetzt, da das Thema erledigt ist? Nein: Erledigt ist da nichts... Eine demokratische Mehrheit kann nicht abstimmen über Grundrechte, die dem demokratischen Staat vorgelagert sind, damit dieser existieren kann. Lebensschutz, das bleibt richtig, läßt sich nicht teilen.

Erledigt ist in Sachen Abtreibung auch deswegen nichts, weil dabei den Frauen unsagbar geschadet wird. Unter anderem:

Abtreibung fördert Brustkrebs

Wie aus den Untersuchungen an einer Gruppe von 1.800 Frauen hervorgeht, die in Seattle sieben Jahre lang beobachtet wurde, ist das Risiko der Erkrankung an Brustkrebs bei Frauen unter 45 Jahren, die abgetrieben haben, um 50% größer. Besonders groß ist die Gefährdung bei jungen Frauen. Die Forscher haben ausgerechnet, daß die Abtreibung vor dem 18. Lebensjahr das Krebsrisiko um 150% und vor dem 30. Lebensjahr um 110% vergrößert.

In ihren Kommentaren unterstreichen die Experten einmütig, daß es bisher noch nicht gelungen sei, alle Ursachen des Brustkrebses zu erforschen, und daß es erforderlich sei, viele Risikofaktoren, wie z.B. das Rauchen, zu berücksichtigen. Diese Sucht allein vergrößert das Erkrankungsrisiko sogar um 3.000%!

... Wie ist das zu erklären? Bereits in der frühen Entwicklungsphase des Embryos vergrößert sich die Zellenzahl der Brustdrü-

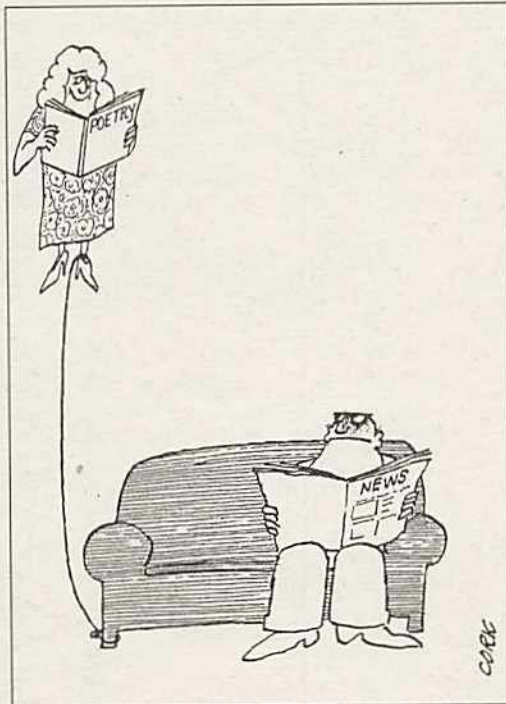
se sehr stark. Zahlreiche Forscher sind der Meinung, daß gerade diese jungen Zellen besonders anfällig für karzinogene Veränderungen sind. Falls die Schwangerschaft sich weiter ungehindert entwickelt, sei die Gefahr nicht so groß. Es werden dabei Hormone erzeugt, die die Zellen vor ungünstigen Veränderungen schützen. Die Abtreibung jedoch unterbricht diesen Prozeß.

Aus: „Medizin & Ideologie“ Juni 95 (zitiert den Inhalt eines Artikels aus „Journal of the National Cancer Institute“)

Frauen bevorzugen

Es sei nicht auszuschließen, „daß Männer vorübergehend diskriminiert werden“, sagte Frauenministerin Helga Konrad... Konkret soll die „Gleichberechtigung von Frauen und Männern in der Arbeitswelt“ in Artikel 7 der Bundesverfassung festgeschrieben werden. Sie sieht „Maßnahmen vorübergehender Förderung und Bevorzugung von Frauen zur beschleunigten Herbeiführung der tatsächlichen Gleichstellung von Frauen und Männern vor.“ Das heißt, Frauen sollen bei der Arbeitsplatzvergabe den Vorzug erhalten, bis ein 40prozentiger Frauenanteil in allen Positionen erreicht ist. Den Anfang soll der Bund als Arbeitgeber machen.

Der Standard v. 27./28.5.95



Jeder kann sich ausrechnen, wie vorteilhaft sich eine solche starre Regelung auf die Mann-Frau-Beziehungen auswirken wird. Auch die folgende Initiative wird wohl kaum den häuslichen Frieden vertiefen:

Faul im Haushalt – Scheidungsgrund

Wenn Männer ihren Frauen nicht bei der Hausarbeit helfen, soll dies künftig als „schwere Eheverfehlung“ gewertet werden und damit einen Scheidungsgrund darstellen. Das schlägt Frauenministerin Helga Konrad vor, die mit einer ganzen Reihe von Gesetzesänderungen dem Prinzip der partnerschaftlichen Ehe zum Durchbruch verhelfen will. Derzeit sei rechtlich vorgeschrieben, daß beide Ehegatten an der Haushaltsführung „im zumutbaren Maß“ mizuwirken haben, sagte Konrad.

SN 13.5.95

Auch das wird den häuslichen Frieden nur begrenzt fördern. Außerdem: Abtreibung gegen den Willen des Mannes ist kein Scheidungsgrund...

Drogensüchtigen besser helfen

Schwere Vorwürfe richtet der Bundesverband der Elternkreise Drogengefährdeter und Drogenabhängiger an die Adresse der sogenannten „akzeptierenden Drogenarbeit“. Ingeborg Stitz, Salzburg: „Wir haben den Eindruck, daß die Helfer heute zwar die Drogenabhängigen als Menschen achten – was uns freut –, andererseits aber auch die Drogen akzeptieren. Wir meinen, daß wir den Abhängigen – also unseren Kindern –, so schwer es uns auch fällt, nicht die Schwierigkeiten ausräumen dürfen, die sie sich einhandeln. Sie müssen die Folgen des Drogenkonsums zu spüren bekommen, sonst geben sie die Droge nicht auf. Liebe und Konsequenz gehören zusammen.“

... Der Verband geht auch mit der derzeitigen Drogenpolitik hart ins Gericht. Max Stitz, Spre-

cher der Vereinigung: „Wir haben die Erfahrung gemacht, daß nicht nur jene Drogen gefährlich sind, die körperlich abhängig machen – es sind ebenso jene, die 'nur' psychische Abhängigkeit nach sich ziehen, so wie es etwa beim Cannabiskonsum der Fall ist... Suchen aber betroffene Eltern oder Jugendliche Hilfe und Rat, nimmt man sie nicht ernst. In dieser frühen Phase des Drogenmißbrauchs wird die große Chance des frühen Eingreifens nicht genutzt, wertvolle Zeit geht verloren.“

beziehungswise 13/95

In Schweden geht man bereits andere Wege:

Drogenpolitik in Schweden

Als hierfür zuständige Minister in Schweden können wir uns nicht mit einer Drogenpolitik identifizieren, die eine Kapitulation vor den Drogen darstellt... Die schwedische Drogenpolitik ist in den letzten Jahrzehnten Gegenstand intensiver Diskussionen gewesen... In dem Versuch, ... die Drogenabhängigen zu entkriminalisieren, wurde in den 60er Jahren ein Großversuch durchgeführt, bei dem Drogen legal verschrieben wurden. Das Ergebnis dieses Versuches war nicht ermutigend. Die Todesrate unter den Abhängigen, die ihren Stoff legal erhalten hatten, blieb weiter sehr hoch. Ein nicht unerheblicher Teil der legal verschriebenen Drogen wurde verkauft oder an andere Abhängige weitergegeben...

Tatsache ist jedoch, daß sich die Drogenszene in unserem Lande auffällig verbessert hat, nachdem wir unsre Drogenpolitik aktiv, konsequent und deutlich abstandnehmend gestaltet hatten.

... Der Gebrauch von Haschisch kann deutliche medizinische und soziale Schäden hervorrufen. Das Risiko kann man unterschiedlich einschätzen. In Schweden halten wir es jedoch für zu groß, um es eingehen zu können. Außerdem sind wir der Ansicht, daß ein deutlicher Zusammenhang zwischen dem Gebrauch von Haschisch und härteren Drogen besteht.

Erklärung der schwedischen Regierung unterzeichnet von Ministerpräsident Ingvar Carlsson, Justizministerin Laila Freiwalds und Sozialministerin Anna Hedborg, zitiert in „Zeit-Fragen“ 19/95

Evangelium vitae

Ein Sonderdruck dieser Enzyklika mit Farbumschlag wurde zum Tag des Lebens herausgegeben. Es geschah in der Absicht, dieses wichtige Dokument möglichst weitgestreut unter die Leute zu bringen. Der Sonderdruck kann auch in größeren Mengen erworben werden. Nähere Informationen unter:

Ja zum Leben und Human Life International-Österreich,

Adresse: Graf-Rudolf-Weg 4, A-6830 Rankweil, Tel./Fax 05522/44382

Familienkongreß in Salzburg

Zeit: 7./8. Oktober 1995

Ort: Neukirchen am Großvenediger

Referenten: Karin Struck, Josef Rötzer, Ehepaar Gaspari und Laier, Monika Sacher, P. Eamon Kelly, u. a.

Anmeldung und Information: Alfred Winter, Alpenstraße 85/2, 5020 Salzburg

Tel.: 0662 / 80 42 / 4112 - 4114, Fax: 4111

Medjugorje

Liebe Kinder,

Heute lade ich Euch zum Gebet ein. Das Gebet soll für Euch das Leben sein. Eine Familie kann nicht sagen, daß sie im Frieden ist, wenn sie nicht betet. Darum soll euer Morgen mit dem Morgengebet beginnen und der Abend mit der Danksagung enden.

Meine lieben Kinder, ich bin mit Euch. Ich liebe und segne Euch und wünsche, daß jeder von Euch in meiner Umarmung ist. Ihr könnt nicht in meiner Umarmung sein, wenn Ihr nicht bereit seid, jeden Tag zu beten.

Danke, daß Ihr meinem Ruf gefolgt seid.

Medjugorje, am 25. August 1995

Worte des Papstes

Die wahre Würde der Frau

Im Buch Genesis heißt es: „Gott schuf also den Menschen als sein Abbild; als Abbild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau schuf er sie“ (Gen 1,27). Aus diesen kurzen Sätzen geht der tiefe Grund für die Größe des Menschen hervor: Er trägt in seinem Innern das Bild Gottes eingepreßt!

Das gilt in gleichem Maße für den Mann und für die Frau, die beide das Merkmal des Schöpfers tragen.

Diese ursprüngliche Botschaft der Bibel hat ihre vollkommene Ausdrucksform in den Worten und Taten Jesu erreicht. Zu Seiner Zeit lastete auf den Frauen das Erbe einer Mentalität, die sie tief diskriminierte. Die Haltung des Herrn „ist ein durchgehender Protest gegen die Verletzung der Würde der Frau“ (Mulieris dignitatem, 15).

In der Tat steht Er zu den Frauen in einem von großer Freiheit und Freundschaft geprägten Verhältnis. Obwohl Er ihnen nicht die Rolle der Apostel zuteilt, macht Er sie doch zu den ersten Zeugen Seiner Auferstehung und wertet sie bei der Verkündigung und Verbreitung des Reiches Gottes auf. In Seiner Lehre finden die Frauen wirklich „ihre eigene Selbständigkeit und Würde wieder“ (ebd 14).

Auf den Spuren ihres göttlichen Stifters macht sich die Kir-

che zur überzeugten Trägerin dieser Botschaft. Wenn manchmal im Laufe der Jahrhunderte und unter dem Druck der Zeitumstände einige ihrer Söhne sie nicht mit derselben Folgerichtigkeit zu leben wußten, ist das ein Grund zu tiefem Bedauern. Die Botschaft des Evangeliums über



die Frau hat jedoch nichts von ihrer Aktualität verloren. Deshalb wollte ich sie neu und in ihrem ganzen Reichtum in dem Apostolischen Schreiben Mulieris dignitatem herausstellen, das ich anlässlich des Marianischen Jahres veröffentlicht habe.

Wie groß die Würde der Frau ist, kann man schon allein aus der Tatsache ersehen, daß der ewige Sohn Gottes von einer Frau, der Jungfrau von Nazaret, geboren werden wollte, die Spiegel und Maß wahrer Fraulichkeit ist.

Auszug aus den Worten vor dem Angelus am 25.6.95

Vision 2000

Herausgeber und Verleger:

**Verein VISION 2000,
Elisabethstraße 26,
1010 Wien**

Tel.: 586 94 11, 586 94 00

Redaktion:

**Alexa und Dr. Christof
Gaspari,
Josef Doblhoff**

F.d.l.v.: **Dr. Christof Gaspari**

Hersteller: Druckerei Berger, Horn
Bildnachweis: Reuter, Archiv,
Begsteiger (2), Seidler, Stock Verlag

Blattlinie: VISION 2000 ist ein Medium, das Mut zu einem christlichen Leben machen will und Christen Orientierung zu bieten versucht. Gedruckt wird auf umweltfreundlichem Papier. Wir freuen uns über den Nachdruck unserer Texte.

Weg mit den Kreuzen!

Das Lernen „unter dem Kreuz“ sei unzumutbar entschied das Verfassungsgericht Deutschlands. Ein Elternpaar meinte, der Anblick des Gekreuzigten sei der Tochter nicht zumuten. In letzter Instanz bekamen sie recht. Die Reaktionen sind unterschiedlich: Von einem „Anschlag auf die christlich geprägte abendländische Kultur“ spricht das Ordinariat in Augsburg. Das Urteil trage der „multikulturellen Entwicklung“ Rechnung und passe in unsere Zeit, äußert die „Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft“.

Es stimmt: Das Urteil paßt in unsere Zeit. Es ist nicht so sehr ein Anschlag auf die christliche Kultur (auch das allerdings), sondern Ausdruck dafür, daß Europa von ihr Abschied nimmt. Die legale Abtreibung, das Liebäugeln mit der Euthanasie sind ärgere Zeichen für die Entchristlichung. Die Forderung, Feiertage abzuschaffen, sonntags Geschäfte offenzuhalten, liegen auf derselben Linie. Mit derselben Logik sind die Kreuze von Kirchen und Bergeshöhen abzumontieren. Auch sie können als Ärgernis gedeutet werden. Und sie sind es ihrem Wesen nach auch.

Ist den Karlsruher Richtern nicht dafür zu danken, daß sie uns daran erinnern, daß Kreuze nicht harmlose Schmuckstücke, nicht nur kulturelle Symbole sind, sondern Mahnmale?

Der Apostel Paulus spricht vom Ärgernis des Kreuzes, Ärgernis auch für unsere Zeit – gerade für sie –, ein Zeichen des Widerspruchs für eine Welt, die das Leid abschaffen und hier das Schlaffenland einrichten will.

Reden wir also über das Kreuz und seine schwer zumutbare Botschaft, daß Gott im menschlichen Scheitern das Heil des Menschen wirkt.

Christof Gaspari